

Roméo Dallaire
HANDSCHLAG MIT DEM TEUFEL

Als Kommandant der UN-Blauhelme wurde General Roméo Dallaire 1993 nach Ruanda geschickt. Er sollte einen wackeligen Frieden zwischen den verfeindeten Volksgruppen der Hutu und Tutsi sichern. Extremisten in der ruandischen Regierung hatten jedoch längst einen Völkermord geplant und dabei das Zaudern der Vereinten Nationen einkalkuliert.

Verzweifelt versuchte Dallaire, den Genozid zu verhindern. Mit einem zahnlosen UN-Mandat, einer viel zu kleinen Truppe und miserabler Ausrüstung versehen, von der UNO und den Westmächten im Stich gelassen, blieb ihm und seinen Soldaten kaum mehr übrig, als sich selbst zu verteidigen und dem Abschlachten ohnmächtig zuzusehen.

Obwohl es Dallaire dennoch gelang, über 30.000 Menschen das Leben zu retten, erlebte er das Scheitern der UN-Mission als eigenes Scheitern und wäre daran fast zerbrochen. »Handschlag mit dem Teufel« ist der verstörende Augenzeugenbericht eines tragischen Helden.

ROMÉO DALLAIRE

HANDSCHLAG MIT DEM TEUFEL

**Die Mitschuld der Weltgemeinschaft
am Völkermord in Ruanda**

Unter Mitarbeit von Brent Beardsley

Aus dem Englischen von Andreas Simon dos Santos

Mit einem Nachwort von Dominic Johnson

zu Klampen!



© Zweite Auflage 2021 zu Klampen Verlag
Erste Auflage 2008 als Lizenzausgabe bei zu Klampen
mit freundlicher Genehmigung von Zweitausendeins · Frankfurt am Main
zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe · www.zuklampen.de
Druck: Clausen & Bosse · Leck
Umschlag: Matthias Vogel (paramikron) · Hannover · © des Umschlagfotos:
action press / Canadian Press Ltd.
Lektorat: Klaus Gabbert (BüroW) · Wiesbaden
Register der deutschen Ausgabe: Katharina Thöml (BüroW) · Wiesbaden
Korrektur: Ursula Maria Ott · Frankfurt

Die kanadische Originalausgabe ist 2003 unter dem Titel
»Shake Hands with the Devil« bei Random House Canada erschienen.

© 2003 by Roméo A. Dallaire, LGen (ret) Inc.
© für die Lizenzausgabe der deutschen Übersetzung
mit freundlicher Genehmigung von Roméo A. Dallaire, Kanada.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN Print 978-3-86674-809-5
ISBN E-Book-Pdf 978-3-86674-943-6
ISBN E-Book-Epub 978-3-86674-931-3

*Meiner Familie und den Familien all jener,
die mit mir in Ruanda dienten,
in tiefster Dankbarkeit*

*Selig sind die Friedfertigen,
denn sie werden Söhne Gottes heißen.*

MATTHÄUS 5,9

Den Ruandern, die, ihrem Schicksal überlassen, zu Hunderttausenden abgeschlachtet wurden.

Den 15 tapferen UN-Soldaten unter meinem Kommando,
die im Dienst für Frieden und Menschlichkeit ihr Leben ließen.

Leutnant Lotin, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

1. Feldwebel Levoy, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Unteroffizier Bassine, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Unteroffizier Hoir, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Unteroffizier Meaux, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Unteroffizier Plescia, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Unteroffizier Upont, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Unteroffizier Uyttebroeck, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Soldat Debatte, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Soldat Renwa, Belgien, im Kampf gefallen am 7. April 1994

Gefreiter Ahedor, Ghana, im Kampf gefallen am 17. April 1994

Soldat Mensah-Baidoo, Ghana, im Kampf gefallen am 9. Mai 1994

Hauptmann Mbaye, Senegal, im Kampf gefallen am 31. Mai 1994

Major Sosa, Uruguay, im Kampf gefallen am 17. Juni 1994

Hauptmann Ankah, Ghana, im Kampf gefallen am 8. Juli 1994

Für Sian Cansfield, Forscherin, Journalistin und liebe Freundin,
die so hart an diesem Buch mitarbeitete und am 1. Juni 2002 starb.

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	23
1. Mein Vater lehrte mich drei Dinge	30
2. »Ruanda, das liegt irgendwo in Afrika, nicht wahr?«	52
3. »Machen Sie sich über Ruanda schlau, und das Kommando gehört Ihnen«	69
4. Feinde reichen sich die Hand	85
5. Die Uhr tickt	110
6. Die ersten Etappen	130
7. Die Schattenmacht	170
8. Mord und Meuchelmord	205
9. Ostern ohne Auferstehung	238
10. Eine Explosion am Flugplatz	263
11. Gehen oder bleiben?	307
12. Mangel an Entschlusskraft	379
13. Buchhalter des Gemetzels	429
14. Invasion Turquoise	479
15. Zu viel, zu spät	522
Schlussbemerkung	575
Nachwort von Dominic Johnson	589
Glossar	609
Lektüreempfehlung	631
Register	635

Vorwort

Dieses Buch war lange überfällig, und ich bedauere aufrichtig, dass ich es nicht schon früher geschrieben habe. Als ich im September 1994 aus Ruanda zurückkehrte, ermutigten mich Freunde, Kollegen und Familienangehörige, über diese Mission zu schreiben, solange sie mir noch frisch im Gedächtnis sei. In den Ladenregalen drängten sich die ersten Bücher, die angeblich die ganze Geschichte der Ereignisse in Ruanda erzählten. Doch sie taten es nicht. Obwohl gut recherchiert und recht sachgetreu, wurde keines von ihnen dieser Geschichte gerecht. Ich konnte vielen Autoren mit Informationen und Hinweisen helfen, aber ihren fertigen Büchern fehlte immer irgendetwas. Die Geräusche, die Gerüche, die Verheerungen, die Szenen der Unmenschlichkeit kamen in ihnen kaum vor. Und dennoch konnte ich die Lücke nicht füllen; jahrelang fühlte ich mich zu elend, war ich zu angewidert, entsetzt und verstört, jahrelang suchte ich nach immer neuen Ausflüchten, um mich dieser Aufgabe zu entziehen.

Ich ging in Deckung und wurde darin bald ein Meister. Woche um Woche nahm ich zwar jede Einladung an, über das Thema zu sprechen, aber vor dem eigenen Schreiben drückte ich mich. Dieses Zaudern war alles andere als befreiend, es zog mich nur immer tiefer in den Wirrwarr meiner Gefühle und Erinnerungen an den Völkermord hinab. Dann begannen die Prozesse. Die belgische Armee stellte Oberst Luc Marchal, einen meiner engsten Kollegen in Ruanda, vor ein Kriegsgericht, denn Belgien suchte nach einem Sündenbock für den Verlust seiner zehn Soldaten, die in den ersten Stunden des Krieges in Ausübung ihrer Pflicht gefallen waren. Lucs Vorgesetzte waren bereit, einen der ihren, einen tapferen Soldaten, zu opfern, um an mich heran-

zukommen. Die Regierung in Brüssel war offenkundig zu dem Schluss gekommen, dass ich entweder der wahre Schuldige sei oder zumindest doch eine Mitschuld am Tod ihrer Friedenshüter trüge. Auch ein Bericht des belgischen Senats kam zu der Überzeugung, dass ich die Soldaten niemals in eine Situation hätte bringen dürfen, in der sie sich verteidigen mussten – trotz unserer moralischen Verantwortung für die Ruander und die Mission. Eine Zeit lang wurde ich zu einem bequemen Sündenbock für alles, was in Ruanda schief gegangen war.

Ich stürzte mich in rasende Geschäftigkeit. Arbeit wurde für mich zum Gegenmittel, um die Schuldzuweisungen nicht an mich heranzulassen und meine eigenen Schuldgefühle über die Fehlschläge der Mission zu verdrängen. Was immer ich als Offizier der kanadischen Armee tat – ob ich mich mit Fragen der Umstrukturierung befasste, das Kommando über die 1. Kanadische Division oder die Landstreitkräfte der Region Quebec übernahm, ob ich an einem Programm zur Verbesserung der internen Verhältnisse in den Streitkräften arbeitete oder die Reform des kanadischen Offizierskorps vorantrieb –, ich nahm alle Aufgaben an und arbeitete besessen und blindwütig. So besessen und blindwütig, dass im September 1998, vier Jahre nach meiner Heimkehr aus Ruanda, mein Körper und mein Geist den Dienst versagten. Der letzte Auslöser des Zusammenbruchs war meine Rückkehr nach Afrika ein paar Monate zuvor gewesen, wo ich vor dem Internationalen Strafgerichtshof für Ruanda* aussagen musste. Die Erinnerungen, die Gerüche, das fortwirkende Echo des Bösen kehrten wie ein Fluch mit umso größerer Heftigkeit zu mir zurück. Ich schleppte mich noch anderthalb Jahre über die Runden, dann schied ich aus gesundheitlichen Gründen aus der Armee aus. Wie so viele der Soldaten, die in Ruanda gedient hatten, litt ich unter einer posttraumatischen Belastungsstörung, wie die Fachleute es nennen. Nun, im Ruhestand, hatte ich Zeit und Gelegenheit, nachzudenken und vielleicht auch meine Erlebnisse in einem Buch aufzuschreiben. So sehr ich mich langsam mit dieser Idee anzufreunden begann: Tatsächlich zögerte ich weiterhin.

Seit meiner Rückkehr aus Ruanda 1994 halte ich engen Kontakt zu Major Brent Beardsley, der als Erster zu meiner Mission gestoßen war

* Der Internationale Strafgerichtshof für Ruanda, kurz Ruanda-Tribunal (International Criminal Tribunal for Rwanda, ICTR), hat seinen Sitz in Arusha, Tansania, und eine Anklagevertretung in Kigali. Er wurde vom Sicherheitsrat der UNO 1995 einberufen, um den Völkermord zu untersuchen. Die ersten Prozesse begannen 1996. (A.d.Ü.)

und mir vom Sommer 1993 bis zu seiner krankheitsbedingten Evakuierung aus Kigali am letzten Apriltag 1994 zur Seite gestanden hatte. Brent nutzte jede Gelegenheit, um mich zu dem Buch zu drängen. Falls ich meine Geschichte nicht aufschriebe, so überzeugte er mich schließlich, würden unsere Kinder und Enkelkinder nie wirklich erfahren, welche Rolle wir in der ruandischen Katastrophe gespielt und wie wir sie durchlebt hatten. Wie sonst sollten sie erfahren, was wir da, und vor allem, warum wir es getan hatten? Wer waren die anderen Beteiligten gewesen, was hatten sie getan oder unterlassen? Schließlich, so Brent, hätten wir auch eine Verpflichtung gegenüber künftigen Soldaten in ähnlichen Situationen, die bei der Erfüllung ihrer eigenen Mission vielleicht noch von den kleinsten Bruchstücken unserer Erfahrung profitieren könnten. Bei der Abfassung dieses Buches arbeitete Brent in jeder Phase mit, von den ersten Recherchen und der Niederschrift des Entwurfs über die Überarbeitungen und schließlich die Fertigstellung des Manuskripts. Ich danke ihm für seinen Ansporn und seine Unterstützung und bin auch seiner Frau Margaret und seinen Kindern Jessica, Joshua und Jackson Dank schuldig, dass sie ihn mir so geduldig »ausgeborgt« haben. Brent war der Katalysator, der Zuchtmeister und der produktivste Schreiber; Tag um Tag widmete er sich dieser Arbeit, damit ich das Projekt zu Ende bringen konnte. Selbst in jenen Phasen, in denen er durch Überarbeitung, Schlafmangel und die Nachwirkung seiner eigenen traumatischen Erlebnisse geschwächt war, leistete Brent immer weit mehr als das, um was ich ihn bat. Er ist mein engster Vertrauter in allem geworden, was die ruandische Katastrophe und meine Bemühungen betrifft, die Welt darüber aufzuklären, und steht mir bis heute mit seinem nüchternen Urteil und seinem Rat bei. Seine Bereitschaft, als Zeuge der Anklage vor dem sich endlos hinziehenden Ruanda-Tribunal auszusagen, und seine Unterstützung meiner eigenen Mitwirkung an dem Verfahren haben unser beider Leben in der besten Tradition heimgekehrter Soldaten zusammengeschweißt. Er hat mich vor mir selbst gerettet; ich verdanke mein Leben ebenso wie den Mut zu diesem Buch zu keinem geringen Teil ihm.

Ich bin besonders dem Verlag Random House Canada dankbar, das Risiko mit einem gänzlich unerfahrenen Autor und kranken Veteranen eingegangen zu sein. Ich danke für das Verständnis, die Ermutigung und Unterstützung seiner Mitarbeiter. Mein ganz besonderer Dank geht an meine Lektorin und Freundin Anne Collins. Ohne ihren Rat, ihre Ermutigung und Disziplin hätte dieses Projekt vielleicht nicht

vollendet werden können. Immer wieder redete sie mir zu, dass dieses Buch einfach geschrieben werden müsse und auch gelingen werde. Viele Monate lang konnte ich nicht die nötige Anstrengung aufbringen, aber sie blieb standhaft, sorgte sich aufrichtig um mich und erwies sich als die Geduldigste von uns allen. Ihr Wagemut und ihre Entschlossenheit sind bewundernswert. Ich möchte außerdem meinem Agenten Bruce Westwood für seinen Glauben danken, dass wir irgendwo tief in mir doch den Mann finden würden, der in der Lage sei, diese Geschichte aufzuschreiben. Er wachte mit ausgesprochenem Wohlwollen über mich und ermutigte mich bei jedem Schritt auf meinem Weg. Er ist dabei zu einem engen Kollegen geworden, dessen Versiertheit und Erfahrung im komplexen Verlagsgeschäft ich alle Achtung zolle.

Für dieses Projekt konnte ich ein Team zusammenstellen, das in gegenseitigem Respekt wunderbar zusammengearbeitet hat. Major James McKay unterstützte lange Zeit meine Mitarbeit beim Ruanda-Tribunal und meine Bemühungen um eine Konfliktlösung mit Recherchen und Forschungen. Ich konnte mich immer auf ihn verlassen und danke ihm für seine Hilfe. Korvettenkapitänin Françoise Allard, eine hartnäckige Forscherin und Archivarin, arbeitete für mich, als ich noch bei den kanadischen Streitkräften diente. Allard, die sechs Sprachen fließend beherrscht, engagierte sich sehr für dieses Buch, was ihr die Hochachtung des gesamten Teams eintrug. Ein besonderer Dank muss auch an Major a.D. Phil Lancaster gehen, der in den letzten Monaten der Mission in Ruanda an Brents Stelle getreten war und ihn als meinen militärischen Assistenten ersetzte. Er half mir beim Entwurf der Kapitel über den Bürgerkrieg und den Massenmord. Phil, Soldat, Doktor der Philosophie und engagierter Menschenfreund, ist nie wirklich aus Ruanda heimgekehrt. Seit seinem Dienstaustritt hat er einen Großteil seiner Zeit der Arbeit mit kriegsgeschädigten Kindern in der Region der großen Seen in Zentralafrika gewidmet. Ich bewundere ihn und die Arbeit, die er leistet.

Serge Bernier, Direktor für Geschichte und Traditionspflege beim Hauptquartier der kanadischen Streitkräfte und einer meiner Klassenkameraden aus Kadettentagen, ermutigte mich in sehr persönlicher Weise und hielt während des ganzen Projekts über Kontakt zu mir. Er prüfte die französische Ausgabe und half auch bei der offiziellen Geschichte der Mission, die Jacques Castonguay auf der Grundlage meines Berichts für die kanadische Armee verfasste. Sein Einfluss hat dazu beigetragen, dass sich mein Leben wieder stabilisiert hat.

Darüber hinaus gab es Mitglieder aus dem weiteren Familienkreis, Freunde, Kollegen, sogar Fremde, die mich während der Abfassung anspornten. Ich war auf diese Ermutigungen, die häufig zur rechten Zeit erfolgten, angewiesen und werde ihnen ewig dafür dankbar sein.

In Ruanda gibt es heute Millionen von Menschen, die sich noch immer fragen, wie die Mission der Vereinten Nationen für Ruanda – United Nations Assistance Mission for Rwanda, kurz UNAMIR –, die UNO selbst und die internationale Gemeinschaft diese Katastrophe zulassen konnten. Auf diese Fragen weiß ich immer noch keine eindeutige Antwort. Was ich den Überlebenden und den künftigen Generationen Ruandas aber anbieten kann, ist meine Geschichte, so gut ich mich an alle Begebenheiten erinnere. Ich notierte täglich, was ich tat, meine Treffen, Kommentare und Überlegungen, doch es gab viele Tage besonders in der Frühphase des Völkermordes, an denen ich nicht die Zeit, den Willen oder die Kraft aufbrachte, die Einzelheiten festzuhalten. Die folgende Darstellung gibt, nach bestem Wissen und Gewissen, die Ereignisse aus meiner Sicht wieder. Ich habe meine Erinnerungen anhand der schriftlichen Dokumente, der verschlüsselten Telexe, der UN-Dokumente und der von mir selbst verfassten Berichte überprüft, die mir die kanadischen Streitkräfte zur Verfügung stellten. Sollte es Fehler bei der Schreibung von Orts- oder Personennamen oder falsche Datumsangaben geben, so möchte ich mich dafür bei den Leserinnen und Lesern entschuldigen. Ich bleibe für jede getroffene Entscheidung und jede meiner Handlungen während meiner Zeit als Missionschef und UNAMIR-Kommandeur voll verantwortlich und rechenschaftspflichtig.

Meine Frau Elizabeth hat mir mehr gegeben, als ich ihr jemals zurückgeben kann. Beth, danke für die Tage, Wochen, Monate und Jahre, in denen ich abwesend war und du an der Heimatfront die Familie zusammengehalten hast, ob ich nun in anderen Weltteilen diente, mich daheim in blindwütiger Arbeit verkroch oder einfach auf Übung im Gelände war und dich und alle anderen in den Familienquartieren mit dem Krach unserer Waffen weckte. Danke für deine Unterstützung bei dieser letzten Pflicht, deren Erfüllung eine der härtesten und schwierigsten Aufgaben meines Lebens war. Ich danke auch meinen Kindern Willem, Catherine und Guy, die ohne einen Vollzeitvater aufwuchsen, aber immer mein größter Stolz und meine wahre Feuerprobe waren, und die nun dabei sind, ihren eigenen Platz in der Welt zu erringen. Bleibt euch treu und dankt eurer Mutter. Unter anderem habe ich

dieses Buch auch für euch geschrieben, meine engsten Angehörigen, damit ihr auf diesen Seiten etwas Trost für die Opfer finden möget, die euch meine Erlebnisse in Ruanda – weit über die Pflicht einer Familie hinaus, in guten wie in schlechten Zeiten zusammenzustehen – abverlangt haben und weiterhin abverlangen. Ich bin nicht mehr der Mann, der vor zehn Jahren nach Afrika aufbrach, aber ihr habt diesem alten Soldaten immer die Treue gehalten, selbst als euch in den dunkelsten Stunden des Völkermordes die Armee und die Militärgemeinde jeden Beistand und Trost versagten. Ihr habt aus erster Hand miterlebt, wie es den Ehepartnern und Familien von Friedenshütern ergeht. Ich bin dankbar, dass ihr mir die Augen für die schwierige Lage der Familien einer neuen Generation von Veteranen geöffnet habt – eine Erfahrung, aus der ich bei meinen Bemühungen schöpfen konnte, zur Verbesserung der internen Verhältnisse in den kanadischen Streitkräften beizutragen.



Ich widme dieses Buch vier verschiedenen Gruppen von Menschen. Erstens und vor allem den 800.000 Ruandern, die starben, und den Millionen anderer, die während des Völkermordes verwundet und verstümmelt, vertrieben und zu Flüchtlingen wurden. Ich bete, dass dieses Buch zu der Aufklärung beiträgt, die unabdingbar ist, um alle künftigen Völkermorde im 21. Jahrhundert offen zu legen, zu brandmarken und im Keim zu ersticken. Möge dieses Buch die Menschen aus aller Welt dazu veranlassen, über ihre nationalen und ganz persönlichen Interessen hinauszublicken und die Menschheit als das zu erkennen, was sie wirklich ist: eine Vielfalt von Individuen, die ihrem Wesen nach gleich sind.

Dieses Buch ist auch den 15 Soldaten gewidmet, die unter meinem Befehl im Dienste des Friedens in Ruanda starben. Die härteste Pflicht eines Kommandeurs ist es, Männer in Einsätze zu schicken, die sie das Leben kosten können, um am nächsten Tag anderen das gleiche mögliche Schicksal zuzumuten. Einen Soldaten zu verlieren, das ist auch die schwerste Belastung, mit der ein Befehlshaber leben muss. Den Familien dieser mutigen, tapferen und engagierten Soldaten möchte ich in diesem Buch zu erklären versuchen, wofür ihre Angehörigen starben. Als die übrige Welt Ruanda auch nur den geringsten Hoffnungs-schimmer versagte, dienten ihre Lieben ehrenvoll, würdig und treu der Mission und bezahlten diesen Dienst mit ihrem Leben.

Dieses Buch ist ferner Sian Cansfield gewidmet. Sian war meine Schattenautorin, hat aber die Drucklegung nicht mehr erlebt. Fast zwei Jahre lang beschäftigte sie sich ausschließlich mit Ruanda. Ihr außerordentliches Gedächtnis war eine Gabe, um die sie jeder Forscher beneidet hätte. Ich schätzte ihren sprühenden Geist, ihren Enthusiasmus, ihre Liebe zu Ruanda und seinen Menschen, die sie einige Jahre nach dem Krieg kennen lernte. Ihr journalistischer Biss und ihre Unnachgiebigkeit, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, ihre Energie und ihr Eifer, den Kern der Geschichte herauszuarbeiten, trugen ihr in unserem Team den Titel »Regimentsfeldwebel« ein. Wir arbeiteten gut zusammen und lachten viel, und allzu oft weinten wir auch gemeinsam, wenn ich von zahllosen tragischen, entsetzlichen, grauenvollen und schmerzlichen Ereignissen und Erlebnissen berichtete. Als sich die Arbeit am Entwurf dem Ende näherte, bemerkte ich, dass sie müde wurde, dass der oft schwer erträgliche Inhalt des Buches und die Arbeitslast ihr den Humor raubten und ihre Objektivität untergruben. Ich gab ihr ein langes Wochenende frei, um sich zu erholen, zu schlafen, gut zu essen und aufzutanken, wie ich es so oft bei Offizieren und Soldaten mit ähnlichen Symptomen getan hatte. Am folgenden Morgen teilte man mir telefonisch mit, dass sie Selbstmord begangen hatte. Sians Tod erfüllte mich mit einem Schmerz, den ich seit Ruanda nicht mehr verspürt hatte. Es kam mir so vor, als sei es der UN-Mission in Ruanda noch immer nicht gelungen, unschuldige Menschen vor dem Tod zu bewahren. Tage später nahm ich an ihrem Begräbnis teil und betrauerte ihren Tod im Kreis ihrer Familie. Das Gefühl der Endgültigkeit und die Erschütterung weckten erneut die Geister, die mich seit 1994 verfolgen. Ich wollte das Projekt aufgeben und meine Geschichte mit mir sterben lassen. Ermutigt von ihrer und meiner eigenen Familie, besonders von meiner Frau Beth, vom übrigen Team und vielen Freunden, wurde mir jedoch klar, dass ich ihr Andenken am besten ehren würde, wenn ich das Buch abschlosse und die Geschichte zu Ende erzähle, wie die Welt Millionen von Ruandern und ihre Friedenshüter im Stich ließ. Sian, so viel von diesem Buch ist dir gewidmet; dein Geist bleibt in mir lebendig wie jener der toten Veteranen von Ruanda. Ich hoffe, du findest im Tod jenen Frieden, der dir im Leben nicht vergönnt war.

Die vierte Gruppe, der ich dieses Buch widme, sind die Familien all jener, die ihrem Land zu Hause und in fernen Regionen dienen. Es entbehrt jeder Normalität, mit einem Soldaten im Friedenseinsatz verheiratet zu sein oder ihn zum Vater zu haben. Seit dem Ende des

Kalten Krieges haben sich Tempo und Komplexität der Missionen, zu denen die Soldaten unserer Streitkräfte abkommandiert werden, so sehr verändert, dass viele Ehen daran zerbrochen sind. Das Familienglück von Friedenshütern ist einer schier unerträglichen Belastungsprobe ausgesetzt. Unsere Familien, die durch das unaufhörliche Bombardement einer 24-stündigen Kriegsberichterstattung unsere Einsätze fast hautnah miterleben, brauchen eine eigene Fürsorge. In Kanada dauerte es fast neun Jahre des Leidens, bis die Regierung ihre entsprechende Verantwortung anerkannte. Wenn ich erlebe, wie tief die Bevölkerung am Schicksal unserer in Afghanistan verwundeten oder getöteten Soldaten Anteil nimmt, bin ich optimistisch, dass die Nation als ganze schließlich ihre Verantwortung für diese jungen Veteranen und ihre Familien annehmen wird. Ich hoffe sehr, dass dieses Buch den Bürgern helfen wird, diese Bringschuld gegenüber den Soldaten und ihren Familien zu erkennen.

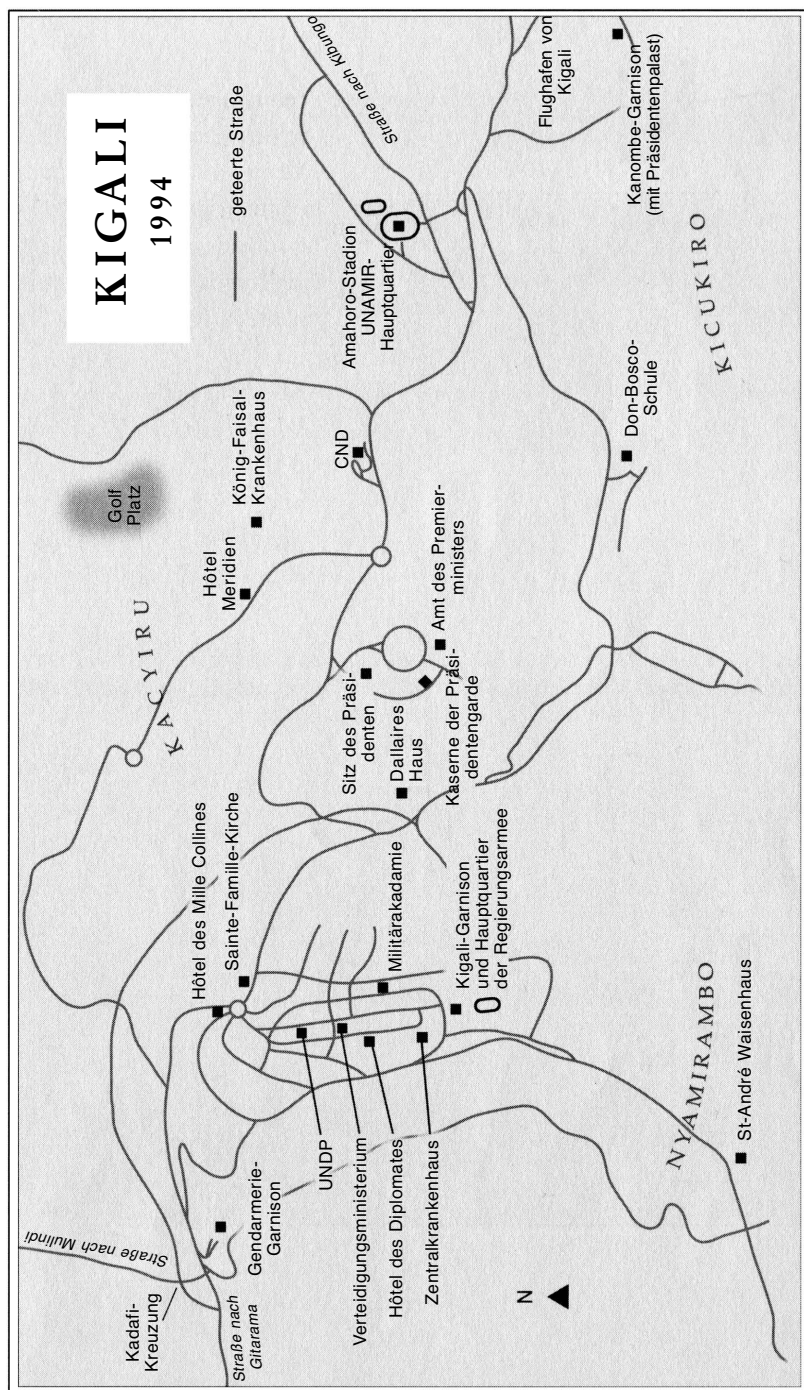


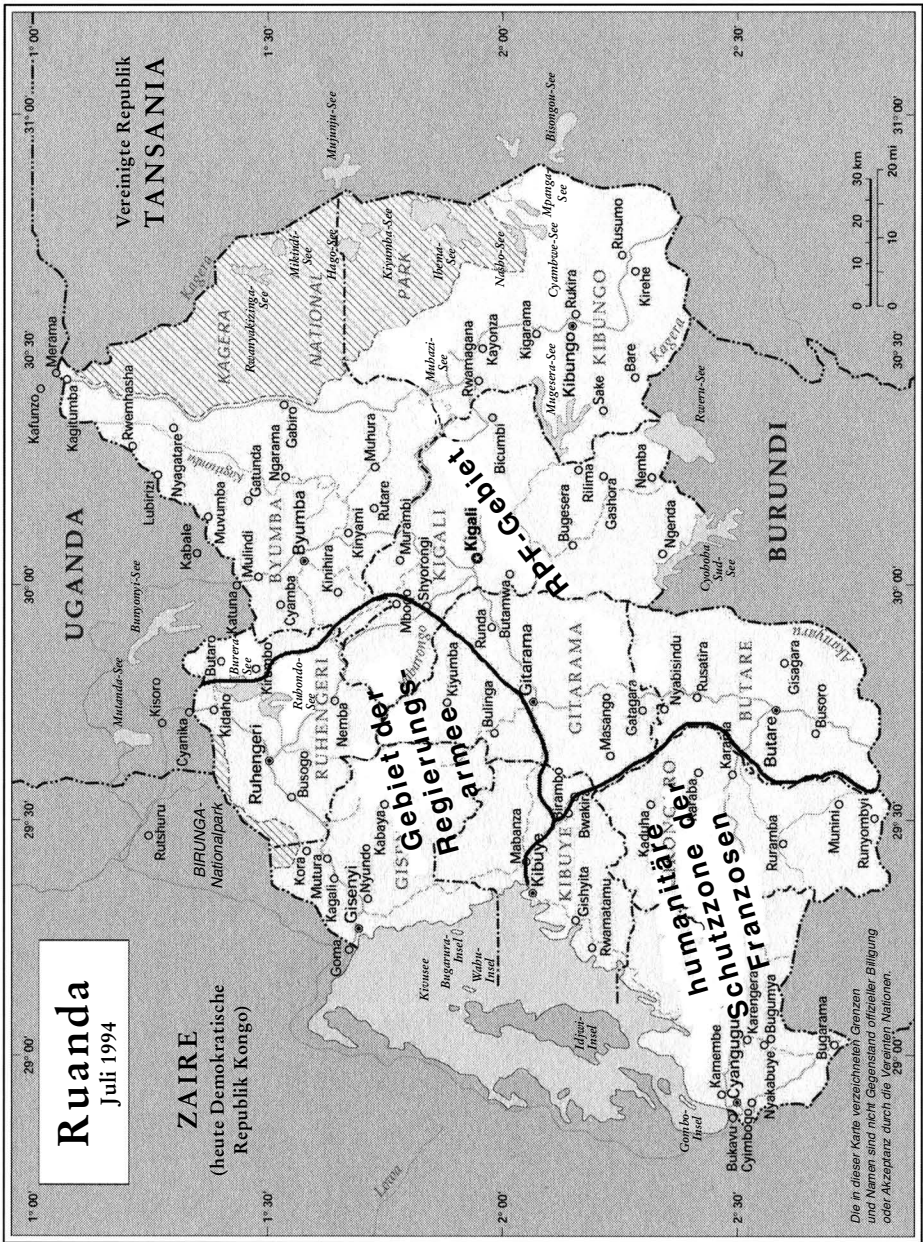
Das Folgende ist meine Geschichte dessen, was sich im Jahre 1994 in Ruanda ereignet hat. Es ist eine Geschichte des Verrats, des Scheiterns, der Naivität, der Gleichgültigkeit, des Hasses, des Völkermords, des Krieges, der Unmenschlichkeit, des Bösen. Trotz der nicht seltenen Beispiele von Mut und moralisch beispielhaftem Verhalten fand in diesen wenigen Wochen der größte und offenkundigste Völkermord der jüngsten Geschichte statt. In nur 100 Tagen wurden über 800.000 ruandische Männer, Frauen und Kinder brutal abgeschlachtet, während sich die reichen Länder gleichgültig und anscheinend ungerührt zurücklehnten, der sich vollziehenden Apokalypse zuschauten oder schlicht auf ein anderes Programm umschalteten. Fast auf den Tag genau 50 Jahre, nachdem mein Vater und Schwiegervater für die Befreiung Europas gekämpft hatten – und die Entdeckung der Vernichtungslager kurz bevorstand, die die Menschheit veranlasste, mit einer Stimme zu rufen: »Nie wieder!« –, blieben wir untätige Zuschauer und ließen dieses unaussprechliche Grauen zu. Wir brachten weder den politischen Willen noch die Mittel auf, um dem Morden Einhalt zu gebieten. Seither ist über das Thema Ruanda viel geschrieben, diskutiert, gestritten und gefilmt worden, doch ich habe das Gefühl, dass diese jüngste Katastrophe langsam in Vergessenheit gerät und ihre Lehren in Ignoranz und Apathie untergehen. Dabei war der Genozid in Ruanda ein Scheitern der gesamten Menschheit – ein Scheitern, das sich leicht wiederholen kann.

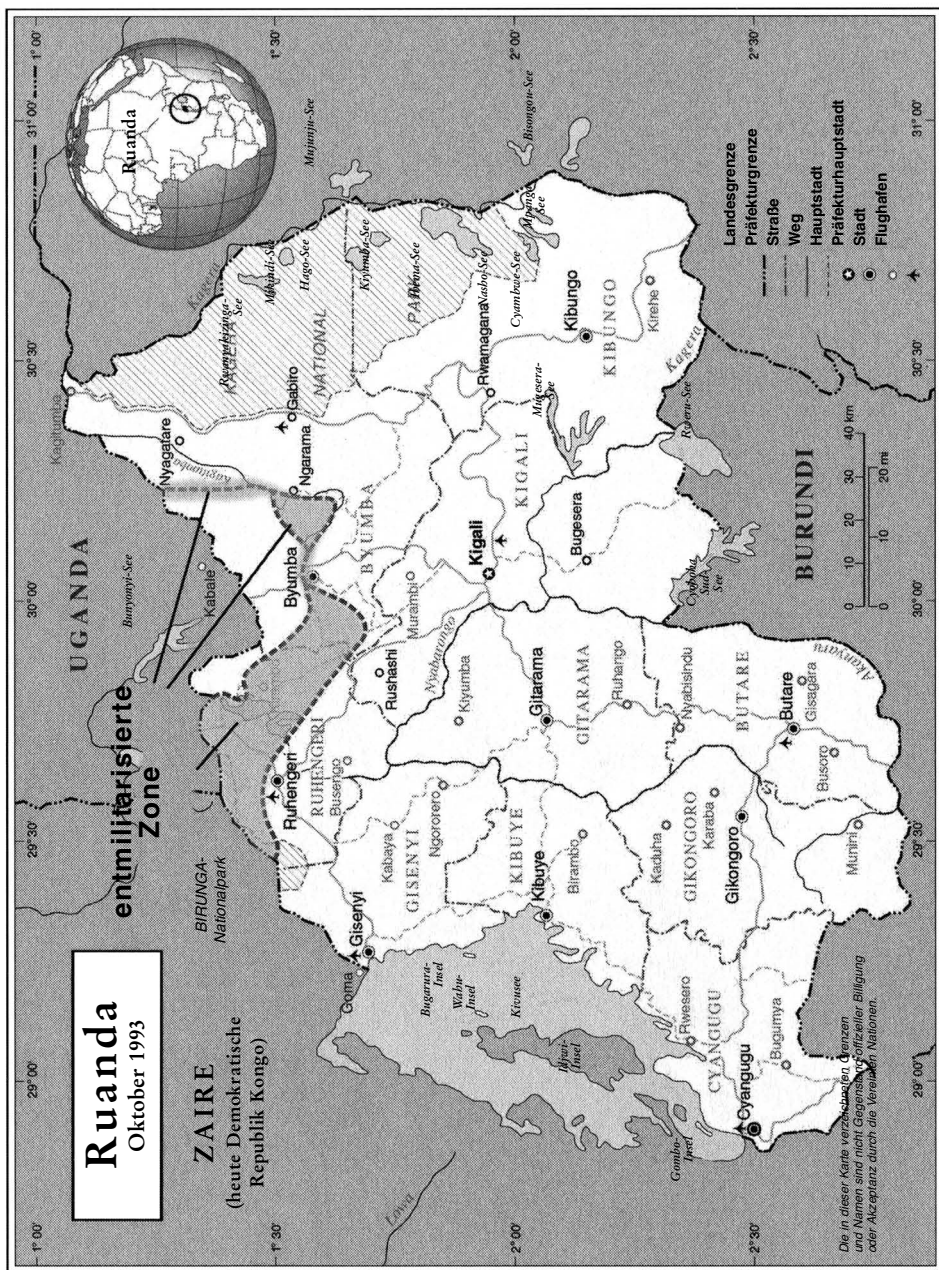
Im Anschluss an einen der vielen Vorträge, die ich nach meiner Rückkehr aus Ruanda hielt, fragte mich ein kanadischer Armeegeistlicher, wie ich nach allem, was ich gesehen und erlebt hatte, weiterhin an Gott glauben könne. Ich weiß, dass es einen Gott gibt, antwortete ich ihm, weil ich in Ruanda dem Teufel die Hand geschüttelt habe. Ich habe ihn gesehen, gerochen und berührt. Ich weiß, dass es den Teufel gibt, und deshalb weiß ich, dass es einen Gott gibt.

Peux ce que veux. Allons-y: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Also ans Werk.

Generalleutnant a.D. Roméo Dallaire,
im Juli 2003







Angepasster Ausschnitt von Karte Nr. 3807.1 UNITED NATIONS. September 1993

Einleitung

Es war ein herrlicher Tag in jenem Mai des Jahres 1994. Der blaue Himmel war wolkenlos, der Hauch einer Brise strich durch die Bäume. Es war kaum zu glauben, dass in den vorangegangenen Wochen ein unvorstellbares Verhängnis die sanften, grünen Täler und dunstumflorten Hügel in einen stinkenden Albtraum aus verwesenden Leichen verwandelt hatte. Ein Albtraum, mit dem jeder von uns täglich fertig werden musste. Ein Albtraum, für den ich mich als Kommandeur der UN-Friedenstruppe in Ruanda zutiefst verantwortlich fühlte.

Dieser Tag hingegen hatte sich bislang vergleichsweise gut angelassen. Unter dem Schutz eines begrenzten und zerbrechlichen Waffenstillstands hatte meine Truppe etwa 200 Zivilpersonen – ein paar der Hunderttausende, die bei uns in Kigali, der Hauptstadt Ruandas, Zuflucht gesucht hatten – sicher und erfolgreich durch viele Straßensperren der Regierung und Milizen hindurch hinter die Linien der Ruandischen Patriotischen Front (RPF) geleitet. Sieben Wochen wütete der Völkermord nun schon, und die RPF – eine disziplinierte Rebellenarmee, in der vor allem Söhne der ruandischen Flüchtlinge kämpften, die seit der Unabhängigkeit und ihrer Vertreibung aus Ruanda in ugandischen Lagern gelebt hatten –, rückte von Norden her in einem sichelförmigen Vorstoß auf Kigali vor und fügte dem Chaos und den Massakern im Land noch einen Bürgerkrieg hinzu.

Nachdem wir unsere kostbare Fracht unschuldiger Seelen abgeliefert hatten, fuhren wir in einem weißen UN-Geländewagen mit dem Wimpel des Truppenkommandeurs auf dem Kühler und einer am Heck flatternden blauen UN-Flagge zurück nach Kigali. Mein ghanaischer

Scharfschütze, bewaffnet mit einem neuen kanadischen C-7-Gewehr, saß hinter mir, mein neuer senegalesischer Adjutant, Hauptmann Ndiaye, zu meiner Rechten. Wir fuhrten ein besonders gefährliches Stück Straße entlang, wo wir ein leichtes Ziel für Heckenschützen boten. Die meisten Bewohner der umliegenden Dörfer waren abgeschlachtet worden, die wenigen Überlebenden mit wenig mehr als den Kleidern am Leib geflüchtet. In wenigen, kurzen Wochen hatte sich die Gegend in einen einsamen, wüsten Ort verwandelt.

Plötzlich sahen wir vor uns ein Kind über die Straße laufen. Ich hielt mit dem Wagen dicht vor dem kleinen Jungen, um ihn nicht zu verschrecken, doch er blieb völlig ungerührt. Er mochte drei Jahre alt sein und hatte nur ein schmutziges, zerrissenes Hemdchen und die zerlumpten Überreste von Unterwäsche am Leib, kaum mehr als ein Lendentuch, das unter seinem aufgeblähten Bauch herabfiel. Schmutzstarrend, sein Haar weiß und staubbedeckt, umhüllte ihn eine Wolke von Fliegen, die sich gierig auf die offenen Wunden stürzten, von denen er übersät war. Er starrte uns still an, wobei er an etwas saugte, was ich als Proteinkeks erkannte. Wo hatte der Junge in diesem Ödland etwas zu essen gefunden?

Ich stieg aus dem Wagen und ging auf ihn zu. Vielleicht lag es an dem Zustand, in dem ich mich befand, aber mir kam es so vor, als hätte dieses Kind das Gesicht eines Engels und Augen reiner Unschuld. Ich hatte so viele in Stücke zerhackte Kinder gesehen, dass mir dieser kleine, unversehrte, verwirrte Junge wie eine Hoffnungsvision erschien. Sicher hatte er nicht ganz allein überleben können. Ich bedeutete meinem Adjutanten, er solle hupen, um die Eltern zu rufen, aber der Klang schreckte nur ein paar Vögel auf und verhallte in der leeren Landschaft. Der Junge blieb versteinert. Er sprach nicht, er weinte nicht, stand nur da, nuckelte an seinem Keks und starrte uns mit seinen großen, ernsten Augen an. Da ich immer noch hoffte, dass er nicht allein war, ließ ich meinen Adjutanten und den Scharfschützen nach Zeichen von Leben suchen.

Wir befanden uns in einer üppig grünen Schlucht, eng bestanden von Bananenstauden und Bambus, die ein dichtes Blätterdach entfalteten. An jeder Seite der Straße zog sich eine lange, ungleichmäßige Reihe verlassener Hütten entlang. Ich stand nun allein bei dem Jungen, und plötzlich beschlich mich ein flaues Gefühl in der Magengegend: Der Ort war ideal für einen Hinterhalt. Meine Kollegen kehrten zurück, ohne jemanden gefunden zu haben. Dann ließ uns ein Rascheln

im Unterholz zusammenfahren. Ich schnappte den Jungen und hielt ihn fest an mich gedrückt, während wir instinktiv Verteidigungspositionen hinter dem Wagen und im Straßengraben bezogen. Das Gebüsch teilte sich, und es erschien ein RPF-Soldat, gut bewaffnet und erst etwa 15 Jahre alt. Er erkannte meine Uniform, salutierte schneidig und stellte sich vor. Er gehörte zu einem vorgeschobenen Beobachtungsposten in den nahen Hügeln. Ich fragte ihn, wer der Junge sei und ob es noch jemanden im Dorf gebe, der sich um ihn kümmern könne. Der Soldat sagte, dass der Junge keinen Namen und keine Familie habe, dass er und seine Kameraden jedoch für ihn sorgten. Das erklärte den Keks, räumte aber nicht meine Besorgnis über die Sicherheit und Gesundheit des Kindes aus. Ich erwiderte, dass der Junge eine anständige Fürsorge brauche, die ich ihm verschaffen könne: Wir schützten und unterstützten Waisenhäuser in Kigali, wo es ihm weit besser ergehen würde. Der Soldat bestand ruhig darauf, dass der Junge dort bleiben müsse, wo er war, bei seinem eigenen Volk.

Ich argumentierte weiter, aber der Kindersoldat war nicht in Stimmung für lange Erörterungen und erklärte mit hochfahrender Endgültigkeit, dass seine Einheit für das Kind sorgen würde. Ich spürte, wie mein Gesicht vor Wut und Frustration rot anlief, doch dann bemerkte ich, dass sich der Junge während unseres Gesprächs Gott weiß wohin davongestohlen hatte. Mein Adjutant entdeckte ihn am Eingang einer Hütte in kurzer Entfernung, wie er über einen Holzstamm kletterte, der über den Torweg gefallen war. Ich rannte hinter ihm her, dicht gefolgt von meinem Adjutanten und dem RPF-Kindersoldaten. Als ich die Hütte erreichte, war der Junge darin verschwunden. Der Stamm auf dem Torweg erwies sich als die Leiche eines Mannes, der offensichtlich schon seit einigen Wochen tot war, da sein Fleisch von Maden durchzogen war und bereits von den Knochen fiel.

Als ich über die Leiche in die Hütte stolperte, drang mir ein Schwarm von Fliegen in Mund und Nase. Innen war es so dunkel, dass ich das sich vor mir ausbreitende Grauen zuerst eher roch als sah. Die Hütte hatte zwei Räume, einen, der als Küche und Wohnzimmer diente, einen weiteren, der das gemeinschaftliche Schlafzimmer bildete. Zwei Fenster waren grob in die Wände aus Stöcken und Lehm geschnitten. Kaum ein Lichtstrahl erhellte den Raum, aber als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, verteilt in einem ungefähren Halbkreis im Wohnzimmer, die verwesten Leichen eines Mannes, einer Frau und zweier Kinder, deren grell weiße Knochen

durch die vertrocknete, ledrige Hülle stießen, die einst ihre Haut gewesen war. Der kleine Junge hockte neben den Überresten seiner Mutter und nuckelte noch immer an seinem Keks. Ich ging, so langsam und ruhig, wie ich nur konnte, zu ihm hinüber, nahm ihn auf die Arme und trug ihn aus der Hütte.

Die Wärme seines kleinen Körpers, der sich an den meinen kuschelte, erfüllte mich mit einem Frieden und einer Gelassenheit, die mich aus dem Chaos heraushoben. Dieses Kind lebte, aber es hatte schrecklichen Hunger, es war schön, aber über und über mit Schmutz bedeckt, verwirrt, aber nicht ängstlich. Ich traf eine Entscheidung: Dieses Kind würde das vierte in der Dallaire-Familie sein. Ich konnte Ruanda nicht retten, aber ich konnte dieses Kind vor dem Schlimmsten bewahren.

Bevor ich diesen Jungen in den Armen gehalten hatte, war ich mit den Vertretern der Hilfsorganisationen und den beiden Kriegsparteien übereingekommen, keinen »Export« von ruandischen Waisenkindern ins Ausland zu erlauben. Wenn Hilfsorganisationen solche Bitten an mich herantrugen, hatte ich ein schlagendes Argument parat: Mit dem Geld, das für den Flugtransport von 100 Waisenkinder nach Frankreich oder Belgien benötigt würde, ließen sich in Ruanda Waisenhäuser für 3.000 Kinder bauen, mit Personal ausstatten und unterhalten. Dieser eine Junge hatte all meine klugen Argumente beiseite gewischt. Ich sah mich schon wie ein moderner Christophorus mit dem Jungen auf dem Arm auf dem Flughafen von Montreal eintreffen, wo uns meine Frau Beth in die Arme schließen würde.

Dieser Traum zerstob abrupt, als mir der junge Soldat mit wölfischer Schnelle das Kind aus den Armen riss und mit ihm sofort im Gebüsch verschwand. Da wir nicht wussten, wie viele Soldaten seiner Einheit uns vielleicht schon ins Visier genommen hatten, stiegen wir widerwillig in den Geländewagen. Während wir langsam davonfuhren, ging mir so einiges durch den Kopf. Der Rückzug war eindeutig richtig gewesen. Ich hatte es vermieden, das Leben meiner beiden Soldaten für einen vergeblichen Kampf um einen kleinen Jungen aufs Spiel zu setzen. Aber in jenem Moment hatte ich das Gefühl, dass ich vor einem Kampf für eine gerechte Sache zurückgeschreckt war und dieses Zurückweichen exemplarisch für all unser Versagen in Ruanda stand.

Wie es wohl dem schönen Kind ergangen sein mag? Hat es den Weg in ein Waisenhaus tief hinter den RPF-Linien gefunden? Hat es die Gefechte überlebt, die noch folgen sollten? Ist es tot oder heute selbst

ein Kindersoldat, gefangen in dem offenbar endlosen Konflikt, der seine Heimat quält?

Jener eine Moment, als der Junge in den Armen eines Soldaten, der jung genug war, um sein Bruder zu sein, mit Haut und Haar vom Wald verschluckt wurde, lässt mir keine Ruhe. Die Erinnerung daran lässt mich nie vergessen, wie verantwortungslos wir waren, als wir den Ruändern versprachen, mit wirkungslosen Mitteln die erforderliche Sicherheit im Land zu gewährleisten, damit sie einen dauerhaften Frieden aushandeln konnten. Es ist beinahe neun Jahre her, seit ich Ruanda verlassen habe, aber während ich dies schreibe, fluten die Geräusche, Gerüche und Farben jener Tage in digitaler Schärfe zu mir zurück. Es ist, als hätte jemand meinen Schädel aufgebohrt und jenes Grauen namens Ruanda als eine Abfolge bluttriefender Bilder in mein Gehirn geätzt. Ich könnte es nicht vergessen, selbst wenn ich es wollte. Oft habe ich mich in den Jahren seither nach Ruanda zurückgesehnt, um mit meinen Gespenstern in den blau-grünen Hügeln zu verschwinden. Ein einfacher Pilger, der Sühne und Vergebung sucht. Aber während ich langsam versuche, mein Leben wieder zusammenzukitten, ist mir bewusst, dass die Zeit für mich gekommen ist, eine schwierigere Pilgerfahrt zu unternehmen: zurückzureisen durch all die schrecklichen Erinnerungen und meine Seele wieder zu finden.

Tatsächlich habe ich versucht, diese Geschichte schon kurz nach meiner Rückkehr aus Ruanda 1994 aufzuschreiben, in der Hoffnung, etwas von meiner Last abzuschütteln, indem ich klären wollte, in welcher Weise meine eigene Rolle als Truppenkommandeur von UNAMIR mit der internationalen Apathie verschränkt war, mit den komplexen politischen Manövern und dem tiefen Abgrund des Hasses und der Barbarei, der zum Völkermord mit über 800.000 Toten führte. Stattdessen stürzte ich in eine zerstörerische psychische Abwärts-spirale: Selbstmordversuche, krankheitsbedingte Entlassung aus den Streitkräften, Diagnose einer posttraumatischen Belastungsstörung, Dutzende und Aberdutzende von Therapiesitzungen, ausgiebige Verschreibung von Psychopharmaka, die mich bis heute begleiten.

Es dauerte sieben Jahre, bis ich schließlich doch noch die Willenskraft und den Mut aufbrachte, die Ereignisse jenes Jahres in Ruanda detailliert zu beschreiben: aus meiner Innensicht nachzuerzählen, wie ein Land vom Versprechen des Friedens zur Intrige, zum Rassenhass, zu Mord, Bürgerkrieg und Völkermord gelangte. Wie die internationale Gemeinschaft mit einem ungeeigneten UN-Mandat und – man

kann es nicht anders sagen – mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit, Eigeninteresse und rassistischem Denken diesen Verbrechen gegen die Menschheit Vorschub leistete. Und wie wir alle halfen, das Chaos zu schaffen, das Millionen von Menschen zu Mordopfern und Vertriebenen gemacht und eine ganze Region in Zentralafrika destabilisiert hat.

Eine wachsende Fülle von Büchern und Aufsätzen untersucht die tragischen Ereignisse in Ruanda aus vielen Blickwinkeln: Augenzeugenberichte, Medienanalysen, Angriffe gegen das Verhalten der damaligen amerikanischen Regierung, Verurteilung der »unfähigen« Vereinten Nationen. Aber selbst die internationalen und nationalen Untersuchungen, die seit dem Völkermord angestrengt wurden, sind sich unter dem Strich einig darin, dass die einzelnen UN-Mitgliedsstaaten keine Schuld auf sich geladen hätten – insbesondere nicht die einflussreichen Nationen mit ständigem Sitz im Sicherheitsrat wie die Vereinigten Staaten, Frankreich und Großbritannien, die sich zurücklehnten und einfach zusahen, was da geschah, die ihre Truppen abzogen oder von vornherein keine zur Verfügung stellten. Ein paar belgische Offiziere kamen vor Gericht, um für die Sünden in Ruanda zu bezahlen. Als mein Sektorkommandeur in Kigali, Oberst Luc Marchal, in Brüssel vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, verfolgte die Anklage gegen ihn eindeutig das Ziel, die eigene Regierung von jeder Verantwortung für den Tod der zehn belgischen Friedenshüter unter meinem Kommando freizusprechen. Der Richter verwarf schließlich alle Anklagepunkte und gestand Marchal zu, seiner Pflicht in einer nahezu aussichtslosen Lage vorbildlich gerecht geworden zu sein. Aber nie gerieten die Gründe ins Rampenlicht, warum er und die übrige UNAMIR-Truppe überhaupt in eine so gefährliche Situation kommen konnten.

Es ist Zeit, dass ich die Geschichte von dort aus erzähle, wo ich damals stand: wortwörtlich inmitten eines wochenlangen Massakers. Eine öffentliche Darlegung meiner Handlungen, meiner Entscheidungen und Fehler während dieses furchtbaren Jahres könnte ein entscheidender, noch fehlender Puzzelstein für all jene sein, die versuchen, die Tragödie mit Kopf und Herz zu begreifen. Meine Trauer über all jene Ruander, die ihre Hoffnung in uns setzten, die daran glaubten, dass die UN-Friedenstruppe den Extremismus stoppen, dem Morden Einhalt gebieten und ihnen auf ihrem gefährlichen Weg zu einem dauerhaften Frieden helfen könne, wird nie enden. Diese Mission, UNAMIR, scheiterte. Ich kenne aus eigener Anschauung den Preis an

Menschenleben, den das starre Mandat des UN-Sicherheitsrates kostete, das pfennigfuchsende Finanzmanagement der Mission, die UN-Bürokratie und die politischen Manipulationen, ich kenne überdies meine eigenen persönlichen Mängel. Was ich jedoch mittlerweile als Wurzel des Übels erkannt habe, ist die fundamentale Gleichgültigkeit der Weltgemeinschaft gegenüber der Not von acht Millionen schwarzen Afrikanern in einem winzigen Land, das für keine Weltmacht irgendeine strategische Bedeutung oder einen Wert als Rohstofflieferant hat. Ein überbevölkertes kleines Land, das sich gegen sich selbst wandte und sein eigenes Volk vernichtete, während die Welt hinschaute und dennoch nicht den politischen Willen fand, einzugreifen. Eingebannt hat sich mir das Urteil einer kleinen Gruppe von Bürokraten, die in den ersten Wochen des Völkermordes eintrafen, um die Situation vor Ort »einzuschätzen«: »Wir werden unserer Regierung empfehlen, nicht zu intervenieren, da die Risiken hoch sind und es hier nichts weiter gibt als Menschen.«

Meine Geschichte ist keine streng militärische Darstellung oder eine akademische Studie über den Zusammenbruch von Ruanda. Sie ist keine platte Verurteilung der vielen Fehler der Vereinten Nationen als Kraft des Friedens auf der Welt. Sie ist keine Erzählung von Helden und Bösewichtern, obwohl das leicht wäre. Dieses Buch ist ein Aufschrei des Herzens für die Hunderttausende Hingemetzelter, ein Tribut an die Seelen derer, die von Macheten zerhackt wurden, weil sie sich angeblich von jenen unterschieden, die sich an die Macht klammerten. Es ist die Geschichte eines Kommandeurs, der, vor eine Herausforderung gestellt, die nicht dem klassischen Lehrbuchbeispiel von Friedensmissionen im Kalten Krieg entsprach, scheiterte: Er fand keine wirkungsvolle Lösung und musste wie zur Strafe mit ansehen und bezeugen, wie einige seiner eigenen Soldaten starben, wie man versuchte, eine ganze Volksgruppe auszulöschen, wie kaum geborene Kinder abgeschlachtet wurden, wie sich menschliche Gliedmaßen wie Klafterholz stapelten und sich verwesende, von der Sonne verzehrte Leiber zu Hügeln auftürmten.

Dieses Buch ist nicht mehr und nicht weniger als die Darstellung einiger Menschen, die damit beauftragt waren, andere die Früchte des Friedens kosten zu lassen. Stattdessen sahen wir zu, wie der Teufel die Herrschaft im irdischen Paradies übernahm und sich vom Blut der Menschen ernährte, die wir doch hätten schützen sollen.

Mein Vater lehrte mich drei Dinge

Meine große Liebe war immer die Armee. Schon als Kind hatte ich nie Zweifel, was ich später werden wollte. Mein erstes Spielzeug war ein sehr grobes Modell eines kanadischen Armee-Jeeps, das ich aus den kriegsverwüsteten Niederlanden mitbrachte, als mein Vater meine Mutter und mich nach dem Zweiten Weltkrieg zu sich nach Quebec holte. Als Junge erschuf ich auf dem großen Läufer im Wohnzimmer Schlachtfelder und war, wenn mich meine Eltern allein zu Hause ließen, glücklich, das Fort zu halten, während sie ihre Besorgungen machten. Im Sommer baute ich am Landhaus massive Sandfestungen und Verteidigungsanlagen. Völlig versunken in die Manöver meiner Spielzeugautos und Hunderter von Plastiksoldaten, träumte ich von den Schlachtfeldern alter Zeiten, wo Geschütze den Schlachtverlauf bestimmten. Ich war immer ein Mann der Artillerie, der die anstürmende Kavallerie und massierte Infanterie mit großen Sandklumpen beharkte.

Ich spielte nicht Krieg, ich lebte ihn, für mich allein. Diese Zeit ist weit entrückt, doch für mich noch sehr lebendig. Wenn ich nicht meine Feldzüge auf dem Läufer oder im Sand führte, brütete ich über Militärgeschichtsbüchern und träumte davon, ein Hauptmann in schneidiger rot-blauer Uniform zu sein, der in den napoleonischen Kriegen eine Batterie von Schützen und leichter Artillerie befehligt. Solche Szenarien waren so real für mich, dass ich das Schießpulver riechen und das laute Wiehern der Pferde hören konnte. Das Kribbeln und die Aufregung der Schlacht durchbebten mich und hoben mich aus dem deprimierenden Grau des Montrealer East End heraus, wo ich aufwuchs.

Ich wurde als ältestes von drei Kindern und einziger Junge in eine Militärfamilie geboren, daher ist es vielleicht nicht verwunderlich, dass für mich Soldatentum nicht nur ein Beruf, sondern eine Leidenschaft

wurde. Mein Vater war Unteroffizier in der kanadischen Armee, meine Mutter eine Kriegersbraut aus den Niederlanden. Sie lernten sich kennen, als mein Vater im Winter 1945 in Eindhoven stationiert war. Meine Mutter machte eine Krankenschwesterausbildung und kam mit ihren Freundinnen auf dem Weg zum Krankenhaus an den Biwaks der Kanadier auf dem Marktplatz vorbei. Sie sahen, unter welchen grässlichen Bedingungen die Soldaten lebten, unter Zeltplanen im eiskalten Winterregen, ohne Heizung und fließendes Wasser. Die ansässigen Familien, darunter die meiner Mutter, wurden gebeten, die kanadischen Truppen in ihren Häusern unterzubringen. Feldwebel Roméo Louis Dallaire fiel durchaus ins Auge, ein kräftiger, groß gewachsener Mann mit durchdringenden blauen Augen, dem man seine 43 Jahre nicht ansah. Meine Mutter war mit 26 immer noch ledig. Eines führte zum anderen, und kaum, dass man sich's versah, kam ich im Juni 1946 zur Welt.

Mein Vater war 1902 in der Bergbaustadt Thetford Mines in den Eastern Townships von Quebec zur Welt gekommen. Seine Eltern starben jung, woraufhin er im Westen bei einer kaltherzigen und knauserigen Tante aufwuchs, die keinen Mann, dafür aber eine große, unprofitable Farm in der Nähe von North Battleford in Saskatchewan besaß. Das Leben dort war von harter körperlicher Arbeit geprägt und ziemlich unerträglich. Um wenigstens ab und zu ein anständiges Abendessen zu bekommen, fing mein Vater manchmal ein Huhn, drehte ihm den Hals um und warf es auf den Misthaufen. Dann erzählte er seiner Tante, dass es erfroren sein müsse, und die Tante brachte es, um es nicht verkommen zu lassen, zum Abendessen auf den Tisch. Kaum volljährig geworden, verließ er die Farm und erarbeitete sich langsam seinen Weg zurück nach Quebec. Zielloos nahm er weiterhin jede Arbeit an, die er finden konnte.

1928 ging er im Alter von 26 schließlich zur Armee und trat in das Royal 22ième Régiment ein. Zu dieser Zeit war das Royal 22ième, gemeinhin »the Vandoos« genannt, die einzige französischsprachige Einheit der kanadischen Armee. Bei den Vandoos fand mein Vater schließlich eine zweite Familie, er genoss die Kameradschaft und das tiefe Vertrauen unter Soldaten. 1931 wurde er zum Army Service Corps versetzt, einer Logistikeinheit, die Transport, Ausrüstung, Instandhaltung, Besoldung und anderes abwickelte, was nötig ist, eine Armee in Gang zu halten. Damals transportierte das Service Corp Ausrüstung und Nachschub noch mit Pferdefuhrwerken, und mein Vater

war in seinem Element, da er den sicheren Umgang mit Gespannen bei seiner Tante gelernt hatte.

Als der Zweite Weltkrieg begann, wurde er nach Übersee versetzt, zuerst nach Nordschottland, wo er die Fallschirmspringer von General de Gaulles Freien Französischen Streitkräften ausbildete. Kälte und Feuchtigkeit verleiteten ihm allerdings bald die Freude über diese schöne Aufgabe. Schließlich kam er zur 85th Bridge Company des 2. Kanadischen Corps, die nach endlosen Trockenübungen in Südengland einen Monat nach dem D-Day 1944 in der Normandie landete. Während des Winters von 1944/45 hielt die kanadische Armee eine Linie von über 320 Kilometer, die sich nahe der deutschen Grenze von Nimwegen im Süden entlang der Maas und über die niederländischen Inseln bis nach Dünkirchen an der Kanalküste erstreckte. Während dieses langen, bitterkalten Winters erlebte er, wie viele seiner Freunde bei der verzweifelten Anstrengung, die Deutschen über den Rhein zurückzuwerfen, von Granaten zerfetzt oder zu einem schreienden Häuflein Elend verstümmelt wurden.

Vater war bis dahin zum Feldwebel aufgestiegen, Leiter einer Werkstatt für die Instandhaltung von 250 Fahrzeugen und Brückenbaumaschinen. Nun bereits in seinen 40ern, war er in seiner Werkstatt der väterliche Alte, der sich mit seiner Geschicklichkeit, fast jede Kriegsmaschine in Gang halten und flicken zu können, einen beträchtlichen Ruf erworben hatte. Er war ein hervorragender »Schnorrer«, eine entscheidende organisatorische Fähigkeit für einen Unteroffizier in der nur mit dem Größten ausgerüsteten kanadischen Armee. Kanadische Soldaten wurden berüchtigt für ihre Tauschgeschäfte; sie handelten mit allem, was nicht niet- und nagelfest war, um ihren Einheiten zu helfen. 30 Jahre später erlebte ich an der deutsch-deutschen Grenze bei meinen eigenen Unteroffizieren die gleichen Fähigkeiten, denen hier gewöhnlich nichts ahnende Amerikaner zum Opfer fielen. Ganze Motoren wechselten für eine große Flasche kanadischen Club-Whiskys den Besitzer. Einmal verschafften mir sogar warme Mahlzeiten aus der Feldküche meiner Einheit eine Woche lang Zugang zu acht Luftabwehrsystemen. Dieser Handel folgt seinem eigenen harten Gesetz: Wer immer dabei erwischt wird, sich beim »Organisieren« selbst zu bereichern, wird ausgestoßen. Was meinen Vater anging, betrachtete er Geschäfte zum eigenen Vorteil als Diebstahl an den Kameraden, für ihn das schlimmste Verbrechen, das man in der Armee begehen konnte.

Nach dem Krieg blieb mein Vater noch fast ein Jahr lang in den Niederlanden, wo er die Schenkung von kanadischen Fahrzeugen an die niederländische und die belgische Regierung abwickelte. Seine Arbeit führte ihn auch nach Eindhoven, wo er der hübschen, jungen Niederländerin begegnete, die meine Mutter wurde.

Als er nach Kanada zurückkehrte, war die Demobilisierung in vollem Gange. Mein Vater verlor sofort seinen Vorkriegsrank eines Feldwebels und wurde zu einem Unteroffizier mit zwei Streifen degradiert. Meine Mutter war über diese Behandlung empört; sie nahm den ganzen Weg bis nach Ottawa auf sich, um sich beim Ersten Generalstabs-offizier der kanadischen Armee mit Zähnen und Klauen dagegen zu wehren. Bald darauf erhielt mein Vater seinen alten Rang zurück. Dennoch schlug er alle Gelegenheiten zur weiteren Ausbildung oder Beförderung aus und reiste zehn Jahre lang auf Ausrüstungsinspektion kreuz und quer durch Quebec. Nach seiner Pensionierung 1957 nahm er eine zivile Arbeit an und arbeitete zehn weitere Jahre unter erbärmlichen Bedingungen in der Armeewerkstatt für schweres Gerät im East End von Montreal.

Manche Kriegserlebnisse verfolgten ihn, auch wenn er selten mit mir oder irgendjemandem außerhalb seines engen Veteranenzirkels darüber sprach. Der Vater, den ich kannte, war hart und schweigsam und neigte zu langen Phasen brütender Innenschau. Die Familie lernte, ihm aus dem Weg zu gehen, wenn ihn eine dieser schwarzen Stimmungen befiel.



Meine Mutter, Catherine Vermeassen, war sehr niederländisch, fromm und häuslich. Sie hatte ihre große Familie zurückgelassen, um mit einem sechs Monate alten Baby über den Ozean zu einem 15 Jahre älteren Mann zu reisen, dessen erste Liebe der Armee galt. Sie traf mit mir und Tausenden von anderen Kriegsbräuten am Pier 21 in Halifax ein – einer jener Transporte des Roten Kreuzes, die Ehefrauen und Kinder mit ihren zuweilen äußerst widerstrebenden Ehemännern und Vätern zusammenführten. Es gab viel Feindseligkeit gegenüber Kriegsbräuten und ihren Kindern. Obwohl sich meine Mutter zu behaupten lernte, gewöhnte sie sich nie ganz in die engstirnige Welt des Montrealer East End ein und blieb ein wenig verloren in einer Kultur, in der sie als Außenseiterin mit merkwürdigen ausländischen Ideen betrachtet wurde.

Sie war keine jener Frauen, die Worte oder Gefühle verschwenden, aber der Krieg hatte bei ihr sehr tiefe Narben hinterlassen. Manchmal, vielleicht aus schierer Einsamkeit, vertraute sie sich mir an und quoll über von Geschichten. Ich ließ mich von ihr in die dunklen, gefährlichen niederländischen Straßen der Kriegszeit entführen. Sie erzählte mir von den Freunden, die sie verloren hatte – besonders lebhaft stand ihr jener junge Jude vor Augen, der mitten in der Nacht von der Gestapo verhaftet worden und im Albtraum des Holocaust verschwunden war. Jedes Mal, wenn sie mir wieder von ihm erzählte, hörte ich das jähe Klopfen an der Tür, sah das unheilvolle Schimmern von Stiefeln im Mondlicht, das weiße Gesicht des jungen Mannes, seine vor Schreck geweiteten dunklen Augen.

Sie erzählte mir vom donnernden Lärm der alliierten Bomber und der Angst – und Hoffnung –, die sie mit sich brachten, als sie vor dem kanadischen Vorstoß zum Rhein Stadt und Land unter Feuer nahmen. Sie beschrieb das Geheul der Transportflugzeuge und den Anblick von Tausenden von Fallschirmspringern, die beim alliierten Vorrücken auf Nimwegen und Arnheim den Himmel füllten, so weit das Auge blickte. Ich spürte ihr stilles Entsetzen, als sie mir erzählte, wie sie und ihre Familie die jahrhundertealten Türme und anmutigen Kathedralen, die Wahrzeichen ihrer Kindheit, in Flammen aufgehen sahen. Sie führte mir den furchtbaren Preis des Krieges vor Augen, aber dabei stellte sie die kanadischen Soldaten immer als die Helden ihrer Geschichten heraus, Retter von übermenschlicher Größe, die Licht, Hoffnung und Lebensfreude in ein kriegszerrissenes Land brachten. Sie pflanzte mir einen erregenden Stolz auf Kanada ein, eine vom Krieg nicht bedrohte Nation, die ihre Jugend geopfert hatte, um die Welt vor der finsternen Macht der Nazis zu retten. Diese Geschichten hatten eine tiefe Wirkung auf mich. Anders als viele meiner Generation, die leidenschaftliche Friedensaktivisten wurden und entschlossen waren, dem Krieg ein Ende zu setzen, zog ich die gegenteilige Lehre. Ich erkannte in meinen Eltern einen Mut, der sie über ihr Eigeninteresse hinausgeführt hatte; sie hatten ihr eigenes Leben in die Waagschale geworfen, um eine böse Macht niederzuringen, die den Frieden und die Sicherheit eines großen Teils der Welt bedrohte. Es war ihr Vorbild an Selbstaufopferung, dem ich zu folgen versuchte, als ich mit meinen Spielsoldaten auf dem Wohnzimmerteppich spielte.



Unser erstes Heim war eine mit Teerpappe abgedichtete Behelfsbaracke, die wir uns mit zwei anderen Familien teilten. Meinem Vater und einigen seiner Freunde aus dem Service Corps gelang es, Baumaterial zu organisieren und den Raum aufzuteilen, um mehr Privatsphäre zu schaffen, aber Toiletten und Bad wurden weiter gemeinschaftlich benutzt. Wir lebten dort bis 1951, als mein Vater sich schließlich eine eigene Unterkunft leisten konnte.

Der Sold war niedrig. Mein Vater verdiente sich manchmal mit Autoreparaturen für die Nachbarn ein paar Dollar dazu, um seine wachsende Kinderschar zu ernähren. Er war 50, als meine jüngste Schwester Yolande geboren wurde. Wir lebten in einem schlichten Haus aus Kriegszeiten, Tür an Tür mit Ölraffinerien und Chemiefabriken, die ihr Gift in dicken, dichten Wolken über die Nachbarschaft ausspuckten. Damals war das East End von Montreal eines der größten Zentren der petrochemischen Industrie in Nordamerika. Es gab Tage, da war die Luft so vergiftet, dass wir nicht draußen spielen konnten – sie brannte in unseren Kehlen und jagte uns keuchend ins Haus zurück. Die Häuser waren billig und wackelig gebaut, es gab keinen Keller und keine Zentralheizung, nur einen Ölofen. Die große Öltonne, die ihn speiste, lag klobig draußen vor dem Fenster. Im Winter bildete das Eis kleine Wülste auf den Fensterbänken und froren die Handtücher starr, die wir zum Abdichten darauf legten. Der Winterwind pffte unter den Türen und durch die Fensterrahmen hindurch und streckte seine stechenden Kältefinger in unsere behaglichen Bettner aus.

Es war ein harter, raubeiniger Arbeiterbezirk. Wer sich behaupten wollte, durfte vor Raufereien nicht zurückschrecken. Unsere Nachbarschaft teilte sich in zwei Gemeinden, eine französisch-katholische und eine protestantische von Immigranten, für die Englisch Zweitsprache war. Jede der Gemeinden hatte ihre eigenen Institutionen, getrennte Schulen und Kirchen. Man blieb meist unter sich, doch obwohl wir in der französischen Gemeinde lebten und fromm katholisch waren, fühlte sich meine Mutter, die gut englisch sprach, bei den Angliophonen wohler, von denen viele Neukanadier waren wie sie selbst. Sie sehnte sich nach der Pfadfinderbewegung ihrer Kindheit in den Niederlanden zurück und engagierte sich bei den Scouts Canada, die von der englisch-protestantischen Schule aus geleitet wurden. Sie schleppte mich auf das erste Treffen mit und sagte mir streng, der einzige Grund, warum ich hingehen dürfe, sei die Verbesserung meines

Englisch. Ich fühlte mich bei den Jungpfadfindern pudelwohl und fand dort enge Freunde. Allerdings waren die Pfadfinder damals nicht nur englischsprachig, sondern auch anglikanisch, deshalb witzelte ich oft, dass ich am Mittwochmorgen gleich zur Beichte müsse, wenn ich dienstabend bei den Jungpfadfindern gewesen war.

Ein Pfadfinder zu sein hatte sowohl soziale als auch religiöse Konsequenzen. Die französisch- und die englischsprachigen Kinder bildeten getrennte Nachbarschaftsbanden und waren bitter verfeindet: Die Tatsache, dass ich Freunde auf beiden Seiten hatte, setzte mich dem Verdacht aus, ein Verräter zu sein. Das machte mir das Leben nicht einfacher. Ich erinnere mich noch, wie meine Schwester Juliette mit nur fünf oder sechs Jahren in der Hintergasse unseres Hauses in ein Kreuzfeuer aus Steinwürfen zwischen einer französischen und einer englischen Bande geriet. Sie wurde getroffen und zog sich eine blutende Wunde zu. Meine frankophonen Freunde und ich eilten ihr zu Hilfe und hoben sie über den Zaun in Sicherheit. Wir begannen dann einen Gegenangriff, der die Anglos in eine teerpappenbedeckte Hütte trieb, die wir in Brand steckten. Noch etliche Tage später drangsalierte ich die Anglos, weil sie meine Schwester verletzt hatten. Schließlich schlossen wir einen Waffenstillstand, und beim nächsten Zusammenprall fand ich mich in den Reihen der Anglos wieder. So ging es hin und her.

Ich ging auf die örtliche katholische Knabenschule, die von den Brüdern des Heiligen Gabriel geleitet wurde. Die Ordensbrüder kamen oft bei uns zu Hause vorbei, gewöhnlich zur Abendbrotzeit, um meine Eltern zu besuchen. Mein Vater war Mitglied der katholischen Laienbruderschaft *Knights of Columbus* und auch ein angesehener und bekannter Organisator in der Basisarbeit der *Liberal Party*; meine Mutter engagierte sich glühend für den Frauenverband dieser Partei und in der Wohltätigkeitsarbeit. Ein Besuch der Ordensbrüder war für mich allerdings nicht immer angenehm, da sie sich häufig über meine glanzlosen Leistungen in der Schule beklagten.

Was dagegen für mich sprach, war die Tatsache, dass ich Solist im Chor war. Bruder Léonidas, der Chorleiter, war zwar streng, aber ein begabter Musiker und begeistert, dass ich die paar englischen Lieder in unserem Repertoire singen konnte. Er karrte uns ständig zu Chorwettbewerben, wo wir uns gewöhnlich recht gut schlugen.

Ich ergatterte außerdem die begehrte Position eines Messdieners, eine hübsche Nebenbeschäftigung, die mir nebst gelegentlichem Zehn-

Cent-Stück bei Hochzeiten und Beerdigungen 25 Cent in der Woche einbrachte. Schon bald stellte ich fest, dass Beerdigungen häufig weit aufwändiger und daher auch profitabler waren als Hochzeiten, auch die Musik war in der Regel besser.

Aber es waren meine Tanzkünste, die mein Ansehen bei den Mädchen in der getrennten Klosterschule auf der gegenüberliegenden Straßenseite hoben. Ich musste bloß aufpassen, dass mich die Ordensbrüder nicht beim Händchenhalten mit einem erwischten. Die Strafe für diese Art von Geschwisterlichkeit folgte auf dem Fuße: Abschrift einiger Seiten aus dem Wörterbuch kniend in der Ecke des Klassenzimmers. Die Brüder und Nonnen postierten sich gern an strategisch günstig gelegenen Fenstern, um jedes Techtelmechtel auf dem Schul- und Nachhauseweg zu erspähen. Nur im Volkstanzklub, der von der Gemeinde, später von den Schulen organisiert wurde, durften sich beide Geschlechter – unter strenger Aufsicht natürlich – mischen. Wir lernten alle traditionellen frankokanadischen Volkstänze, aber auch die Tänze anderer Nationen. Ich erinnere mich, dass ich die jüdischen Tänze besonders gern mochte, denn zu ihrer authentischen Aufführung mussten wir barfüßig tanzen und uns vorstellen, der harte, kalte Turnhallenboden sei in Wirklichkeit weicher, warmer Wüstensand. Der Anblick eines entblößten Mädchenfußes und -knöchels war fast unerträglich erregend.



In der Highschool blieb ich vorerst ein gleichgültiger Schüler, der sich mehr für den Sport als fürs Lernen interessierte. Das änderte sich schlagartig an jenem Tag, an dem ein alter Freund meines Vaters zu Besuch kam, ein Major, unter dem mein Vater im Krieg gedient hatte. Sie sprachen den ganzen Abend über die Armee, und ich lauschte ihnen. Ich hegte noch immer den Traum, Soldat zu werden, war den Kadetten beigetreten und verbrachte alle meine Sommerferien im Zeltlager in Farnham, einem alten Militärlager aus der Zeit des Ersten Weltkriegs südlich von Montreal. Dort schulten uns Veteranen des Zweiten Weltkrieges und des Koreakrieges in taktischen Manövern und im Umgang mit einem Maschinengewehr. Ich vergötterte diese Lehrer.

Als der Major einmal seinen Erinnerungen schweigend nachhing, sagte mein Vater zu seinem Freund: »Weißt du, mein Sohn denkt daran, auf das Militärcollege zu gehen.«

Der Major lächelte und wandte sich zu mir: »Schön, mein Sohn. Wie sind deine Noten?«

Ich sagte es ihm.

»Nun, weißt du, junger Mann, mit Noten wie diesen kommst du nicht mal in die Nähe des Militärcolleges. Da musst du schon im oberen 80-Prozent-Bereich sein, um überhaupt in Erwägung gezogen zu werden.« Was seiner Bemerkung zusätzliches Gewicht verlieh, war die Tatsache, dass in der Generation meines Vaters das Militärcollege für die Söhne hochrangiger Offiziere reserviert war; das Kind eines Unteroffiziers wäre zu seiner Zeit niemals aufgenommen worden.

Nachdem der Major gegangen war, sagte mein Vater nicht viel, zweifellos, um meine Gefühle zu schonen. Aber ich las aus der Art, wie der Besucher mit mir gesprochen und mir in die Augen gesehen hatte, etwas ganz anderes heraus: Ich war sicher, dass der Major in Wirklichkeit überzeugt war, dass ich es schaffen würde, und mich herausforderte, es zu beweisen. Mit der Hilfe meines Freundes Michel Chevette, dessen Fleiß bis dahin den meinen völlig in den Schatten gestellt hatte, lernte ich, mich hinter den Schreibtisch zu klemmen. Zur Überraschung meiner Familie und meiner selbst stieg mein Durchschnitt von 72 Prozent in der 9. Klasse auf 91 Prozent in der 10., 11. und 12. Ich schloss gewöhnlich die Tür meines Zimmers, stellte das Radio an und verzog mich in meine abgeschottete Studierwelt. An den Wochenenden lernten Michel und ich manchmal zwölf Stunden am Stück. In der 11. Klasse zerrten mich meine Eltern sogar einmal die Treppe hinunter und beschwerten sich, dass ich nicht mehr am Familienleben teilnahme und sie genug davon hätten, mich nur zur Essenszeit zu sehen. Sie hatten Recht: Gewöhnlich schlang ich mein Essen hinunter, wusch ab und verschwand sofort wieder auf mein Zimmer. Aber nun hatte ich den Dreh heraus; ich hatte die Willenskraft gefunden, mich auf den Hintern zu setzen und zu arbeiten. Es kam mir nicht in den Sinn, nun aufzugeben.

Kurz vor der Abschlussprüfung schickten uns die Ordensbrüder auf ein Andachtswochenende, um Einker zu halten und göttlichen Beistand für unseren künftigen Lebensweg zu erbitten. Für die meisten von uns bedeutete eine Andacht, sich mit *Playboy*-Magazinen und Schokolade auszurüsten, aber als wir dort waren, blieb doch die eine oder andere Weisheit hängen. Wir gingen beichten, und ich kam zu einem dicken, alten Priester, der früher Armeepfarrer gewesen war. Er war recht schmuddelig, die Soutane mit Ketchup beschmiert, das

Gesicht schlecht rasiert, die Augen blutunterlaufen. Und ihm gegenüber ich, auf dem kalten Steinfußboden kniend, ohne eine Ahnung, was ich sagen sollte. Nach einer langen, unbehaglichen Stille blickte er mich durch seine schmierige Brille an und fragte mich, was ich mit meinem Leben anstellen wolle. Ich sagte ihm, dass ich mich auf das Militärcollege beworben habe und wie mein Vater eine Karriere in der Armee anstrebe. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und seine Stimme nahm einen versonnenen Ton an. »Ach, Soldat«, seufzte er. »Weißt du, Soldaten sind sehr ungewöhnlich. Nach außen hin die härtesten, anspruchsvollsten, strengsten Menschen, aber darunter sind sie die menschlichsten, gefühlvollsten, anhänglichsten Leute, die es gibt.« Diese Worte drückten äußerst treffend aus, was ich zwischen meinem Vater und seinen Kameraden gespürt hatte. Sie trafen auch genau das Gefühl, das mir der Major vermittelt hatte, und die tiefe Achtung, die später zwischen meinen Soldaten und mir bestehen sollte. Ich wollte mehr davon.



Ich wuchs in der Aufbruchstimmung im Quebec der frühen 60er Jahre auf und glaubte wie meine Eltern glühend an die fortschrittliche Vision von Jean Lesage, der die Provinz von 1960 bis 1966 als Premierminister führte. Mit der Niederlage der erzkonservativen, modernisierungsfeindlichen Regierung von Maurice Duplessis, der die Provinz beinahe 20 Jahre lang wie ein Privatlehen geführt hatte, brach Quebec damals aus der dunklen, auf die Kirche fixierten Isolation der 40er und 50er Jahre mit einer Kühnheit und Energie aus, die ganz in die Zeit zu passen schienen. In der »stillen Revolution« (*quiet revolution*) vollzog sich mit zunehmender Säkularisierung, dem Ausbau des Sozialstaates und einem neuen Selbstbewusstsein der Frankokanadier, die immer stärker auf ihre Eigenständigkeit als »Québécois« pochten, ein rascher gesellschaftlicher Wandel. In der Schule war ich Teil einer breiten Bewegung zur Förderung des Französischen, die von unseren Lehrern angeführt wurde und sich »Le Bon Parler Française« nannte. Sie bemühte sich um Achtung, ja Verehrung für das Französische und opponierte allen Anglizismen, die sich in unsere Sprache eingeschlichen hatten. Mit neuem Selbstbewusstsein und Leidenschaft strebte meine Generation nach Anerkennung der Rechte der frankokanadischen Minderheit in Kanada. »In Kanada«, so drückte es Jean Lesage aus, »sind ›Französisch‹ und ›Englisch‹ unsere Vornamen; mit Nachnamen heißen wir ›Kanadier‹. Wir müssen unserem Erbe treu bleiben, aber wir schulden

auch unserem Vornamen Treue, denn in ihm kommt unsere Individualität, unsere Seele zum Ausdruck, und wir sollten deshalb weder Minderwertigkeits- noch Überlegenheitsgefühle hegen.«

Aber ich stand im Begriff, mich einer Militärkultur anzuschließen, die in der Anerkennung der Rechte und Verschiedenartigkeit der französischsprachigen Kanadier weit hinter dem übrigen Land zurückgeblieben war. In den 50er Jahren hatten die kanadischen Streitkräfte die Rekrutierung ausgeweitet, um den Anforderungen des Koreakrieges und der neu gegründeten North Atlantic Treaty Organization (NATO) zu genügen. Die Zahl der Rekruten aus Quebec war peinlich gering; potenzielle Rekruten aus dieser Provinz schreckten vor dem Eintritt in die Streitkräfte zurück, wo Englisch vorherrschte und Frankokanadier kaum toleriert wurden. 1952 erhob sich ein mutiges Mitglied der Opposition, Léon Balcer, im Unterhaus und forderte den Premierminister Louis St. Laurent – Frankokanadier wie Balcer selbst – auf, die Gründe für die niedrigen Rekrutierungszahlen und besonders für den Mangel an französischsprachigen Offizieren in allen Truppenteilen zu nennen. Er löste damit eine politische Kontroverse aus, die große Auswirkungen auf Quebec hatte. Nach allen möglichen Studien und Kommissionen wurde noch im selben Jahr das Collège Militaire Royal de Saint-Jean (CMR) gegründet. Weitsichtige Militärs wie Generalmajor Joseph-Paul-Emile Bernatchez und General Jean Victor Allard, die einzigen Frankokanadier, die bis dahin in den Generalsrang aufgestiegen waren, mühten sich hinter den Kulissen redlich ab, Ungerechtigkeiten zu beseitigen und französischsprachige Offiziere heranzubilden und zu fördern. Einer der vielen Nutznießer dieser großen Kraftanstrengung wurde ich.



Am Abend vor dem Semesterbeginn nahm mich mein Vater mit auf einen Spaziergang um den Block. Ich war 18 und stand kurz davor, mein Elternhaus für immer zu verlassen. Mein Vater hielt die Zeit für gekommen, mir den gewichtigsten Rat zu erteilen, den er für mich beithielt. Er war zwar mächtig stolz, dass der Sohn eines Unteroffiziers vom Militärcollege angenommen worden war, dennoch empfahl er mir, meinen Namen von Dallaire zu Dallairs zu anglisieren, falls ich wirklich eine Karriere in der Armee anstreben wolle. Meine Leidenschaft war die Artillerie, und in dieser Waffengattung hatte es noch nie ein Frankokanadier zu irgendetwas gebracht. Er erteilte mir diesen Rat

ohne eine Spur von Bitterkeit, als ob die Änderung meines Namens ein reines Gebot des Pragmatismus wäre. Wenn ich mich wirklich für eine Armeelaufbahn entschliesse, sagte er, würde ich zwar nie reich werden, aber ein befriedigendes Leben führen – wenngleich zu einem hohen Preis für meine künftige Frau und die Kinder, die wir vielleicht haben würden. Ich solle auch nie Dank erwarten; kein Zivilist, keine Regierung, manchmal nicht einmal die Armee selbst könne die Opfer, zu denen ein Soldat bereit sein müsse, wirklich anerkennen. Ich beschloss, meinen Namen nicht zu ändern, aber ich habe versucht, die anderen Lebensweisheiten meines Vaters stets zu beachten.

Auf dem Militärcollege eröffnete sich mir eine ganz neue Welt. Es war am Ort des alten Fort St. Jean gegründet worden, wo 1775 Major Charles Preston und seine Miliztruppe aus Frankokanadiern, Indianern und einigen regulären britischen Soldaten dem amerikanischen General Richard Montgomery widerstanden und damit ein für allemal die Gefahr gebannt hatten, dass Kanada als 14. Bundesstaat an die USA fallen könnte. Das Fort war seit seiner Erbauung 1666 ständig von Soldaten bewohnt gewesen. An diesem Ort waren die Geister vergangener Schlachten lebendig, und ich fühlte mich ihnen nahe, wenn ich durch seine Hallen schritt.

An den Wochenenden fuhren meine Klassenkameraden und ich nach Montreal, wo ich eine ganz andere Stadt entdeckte als die der engen Gemeinde im East End, in der ich aufgewachsen war. In Montreal pulsierte in den 60er Jahren das Theater-, Bistro- und Musikleben, eine Art *Gitane*-Atmosphäre, geschaffen von einer Welle junger frankokanadischer Künstler, die stolz auf ihr besonderes Erbe und ihre eigene Kultur waren. Wir gingen in den vielen Disco-Bars tanzen, trugen Perücken über unseren Militärhaarschnitten, um an den Türstehern vorbeizukommen, die uns häufig mit Drogenfahndern oder Angehörigen der Royal Canadian Mounted Police verwechselten. Natürlich stießen wir auch auf Quebecer Nationalisten, die uns hitzig vorwarfen, in eine Bastion der Anglophonie, die kanadischen Streitkräfte, eingetreten zu sein, und wir trafen Peaceniks, die wegen Vietnam und der Nuklearaufrüstung des Kalten Krieges gegen jede Art von Militär waren. Manchmal wurden wir aus den bohemienhafteren Clubs und Bistros rausgeworfen, andere Male hielten uns unsere Gegner besonders einleuchtende Argumente vor, die uns fast dazu brachten, unsere Meinung zu ändern. Natürlich kam es vor, dass wir, stark beeinflusst vom Alkohol, von schönen, jungen Frauen und von dem stechenden

Aroma gewisser illegaler Substanzen, das in der Luft lag, unseren Überzeugungen untreu zu werden drohten. Jeden freien Moment unseres Ausgangs nutzten wir, um dem reglementierten, rein männlichen Campus zu entfliehen und uns in die reichhaltige Jugendkultur zu stürzen, die damals auf den Straßen von Montreal aufblühte.

Meine drei Jahre auf dem Militärcollege waren glückliche Jahre, obwohl ich bei der akademischen Ausbildung ziemlich zurückblieb. Ehrlich gesagt graduierte ich als absolutes Schlusslicht meiner Klasse. Ich war in jedem Sinne des Wortes als Jungfrau dort angekommen und entschlossen, meinen Mangel an Erfahrung in kürzester Zeit wettzumachen. Ich verlor mich in allen möglichen Aktivitäten (oder fand mich in ihnen wieder), vom Collegesport über politische Debatten, Sex, Alkohol bis hin zu Rock 'n' Roll, nur ging dabei meine Arbeitsmoral zum Teufel.

Meine Klassenkameraden und ich waren ein gemischter Haufen. Einige von uns strebten ernsthaft eine militärische Karriere an, aber viele hatten auch ganz anderes im Sinn. Es gab sogar einige versteckte Hippies unter uns, die darum kämpften, ihr Haar lang tragen zu dürfen, und den Unterricht schwänzten, um sich in rauchigen Cafés herumzutreiben und Gille Vigneault oder Tex Lecor zu hören, die französischsprachigen Sängerkollegen von Bob Dylan und Leonard Cohen. Diese Jungs waren genauso Teil der Clique, mit der ich herumzog, wie die eher machohaften Wissenschaftler- und Ingenieurtypen, zu denen ich selbst gehörte. Es war anregend, so eng mit Leuten zusammenzukommen, die aus unterschiedlichen Milieus stammten, mit Leuten, die Kunst und Literatur liebten und radikal andere politische Auffassungen hatten als ich.

Die Studentenschaft am Militärcollege war zu 70 Prozent frankophon und zu 30 Prozent anglophon, aber ich bewegte mich so leichtfüßig zwischen beiden Gruppen, wie ich es in meiner alten Nachbarschaft getan hatte. Vertraut mit den Unsicherheiten, mit denen sich jede der beiden abgeschotteten Gruppen herumschlug – insbesondere die englischsprachige, die sich in einer überwiegend frankophonen Umgebung plötzlich in der Minderheit wiederfand –, verteidigte ich jede Seite gegenüber der anderen. Ich gehörte nie vollständig der einen oder anderen Clique an. Ich hielt mich nicht aus allem heraus, blieb aber immer etwas abseits. Es kam oft vor, dass ich in Streitgesprächen unterlag und wütend auf mich war, weil ich weder auf Französisch noch auf Englisch die richtigen Worte hatte finden können. Aber weil ich mich

weder auf die eine noch auf die andere Seite beschränkte, fielen mir oft Nuancen auf, die den engstirnigeren Klassenkameraden entgingen.

Von den 183 Kadetten, die wir ursprünglich waren, machten mehr als 100 ihren Abschluss und gingen wie ich daraufhin auf das Royal Military College (RMC) in Kingston, Ontario, wo uns zwei weitere Ausbildungsjahre erwarteten. Dort stießen wir auf eine ganz andere, uns nicht immer wohlgesonnene Atmosphäre. Kingston war eine Wiege der kanadischen Elite, die noch immer stark an der britischen Kolonialvergangenheit hing. Obwohl unsere Ausbildung angeblich zweisprachig sein sollte, gab es eine tiefe Kluft zwischen den Anglophonen und Frankophonen. Wir Quebecer bildeten eine verschworene Clique, blieben unter uns und flüchteten häufig vor dem streng protestantischen Klima Kingstons und den Sticheleien unserer englischsprachigen Kommilitonen in die pulsierende Vertrautheit eines Montrealer Wochenendes.

Dennoch gehörten wir vielleicht zu den selbstbewusstesten Franko-kanadiern, denen sich diese höchst konservative Institution je gegenübersah. Wir gaben nicht klein bei und passten uns nicht an. Beflügelt vom Geist der Zeit kämpften wir die zuweilen kleinlichen Schlachten, die nötig waren, um unsere Gleichstellung zu erreichen.

Im Sommer 1967, als die meisten meiner Freunde ihre Sommerausbildung in Montreal absolvierten, um in das Leben der Stadt und die Aufregung um die Expo eintauchen zu können, fand ich mich in Shilo, Manitoba, mitten in der Prärie wieder. Hier war es, wo sich zum ersten Mal meine Berufung als Gefechtsoffizier und Artillerist für mich bestätigt hatte. Während meines ersten Aufenthaltes dort, im Sommer 1965, durften wir von einem Hügel aus eine Geschützübung mit scharfer Munition beobachten. Es war eine wunderbare Landschaft, die Sanddünen der Carberry-Wüste (die einzige Kanadas) glitzerten unter einem strahlend blauen Himmel. Ein junger Offizier, der erst im Vorjahr am Royal Military College graduiert hatte, erläuterte uns seine Aufgaben. Er war für das Abfeuern schwerer Artilleriegeschütze verantwortlich und hatte etwa 90 Leute, die ihm im Feld direkt unterstanden. Er strahlte nur so, ganz erfüllt von der tiefen inneren Aufregung und Konzentration, die ein Kommando mit sich bringt. Er ließ seine Kanoniere eine schnelle Gefechtsaufstellung vorführen. Wir verfolgten, wie die Geschütze hinter einem Hügel zu unserer Linken hervorrollten und ein simuliertes Ziel des Warschauer Paktes in cirka drei Kilometer Entfernung ins Visier nahmen. Der junge Offizier stand auf

einem Lastwagen inmitten des Geschehens wie ein Dirigent auf dem Podium und befahl die sofortige Anordnung und Ausrichtung der Geschütze, der Munitionstransporter, der schweren Maschinengewehre zur Selbstverteidigung und die Aufstellung des Beobachtertrupps. Als alles am Ort war, bellte er: »Feuer!« Es gab einen kolossalen Knall, als das Geschütz ein Projektil ausspie, das in einer riesigen Staubwolke gleich rechts neben dem Ziel explodierte. »Links 200. Feuer!«, brüllte er sofort, und behände, effizient und fast geräuschlos luden die Kanoniere ihre Waffen und feuerten wieder und wieder auf sein Kommando. Ich war völlig eingenommen von den Donnerschlägen und der ehrfurchtgebietenden Zerstörung, berauscht vom Geruch verbrannten Schießpulvers. Als ich all diese rohe Feuerkraft unter dem Kommando eines einzelnen jungen Offiziers sah, beschloss ich auf der Stelle, dass dies der Truppenteil der Armee sein sollte, dem ich mich anschließen wollte.

Als also meine Freunde für den Sommer heim nach Montreal gingen, kehrte ich nach Shilo zurück, obwohl ein Scheitern dort zu meiner Entlassung aus dem Militärcollege geführt hätte. Jeden Sommer überlebte ich in diesem Milieu nur deshalb, weil mir meine Klassenkameraden mit den Feinheiten des Artilleriejargons halfen. Der Sommer 1967 war besonders schwer, weil ich der einzige Frankokanadier in einer 40-köpfigen Klasse war. Zu allem Unglück war der Offizier, der den Kurs leitete, ein rundlicher Aufklärungspilot, der die »Klugscheißer« vom Royal Military College nicht ausstehen konnte und beschloss, mir das Leben zur Hölle zu machen. Er zitierte mich vor den Chefausbilder und brandmarkte neben anderen Verfehlungen mein Verhalten mit einem englischen Wort, das ich gar nicht verstand: Ich sei »flippant«, sagte er. Ich nahm seine Kritik entgegen, salutierte, kehrte in mein Quartier zurück und war sicher, dass ich jetzt nur noch durchrasseln konnte. Ich hatte keine Ahnung, was er meinte. Erst mein Zimmergenosse überzeugte mich, dem Druck nicht nachzugeben. Ich fragte schließlich sogar meinen Ausbilder, was das Wort *flippant* bedeute. »Vorlaut«, sagte er. Verdutzt machte ich weiter.

Dann, am Abend des 24. Juli, wurde alles noch viel schlimmer. Ich traf etwas verspätet in der Messe ein und fand einen Platz nicht weit von der Tür im Fernsehraum. Die Abendnachrichten kamen. Die wichtigste Meldung zeigte den französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle, wie er eine riesige Menschenmenge vom Balkon des Montrealer Rathauses aus mit »Vive le Québec. Vive le Québec libre!«

begrüßte: »Es lebe Quebec! Es lebe das freie Quebec!« Die Menge im Fernsehen war sichtlich beglückt und jubelte lauthals, während die Messe totenstill wurde – bis auf das gedämpfte Knarren der Stühle all jener Leute, die auf ihrem Platz hin- und herrutschten, um den einzigen Quebecer im Raum anzustarren. Es kam mir so vor, als würde der Ausschnitt in der Nachrichtensendung 20 Mal wiederholt, und jedes Mal spürte ich mehr gezückte Dolche gegen mich. Als die Nachrichten vorüber waren, leerte sich der Raum langsam. Niemand kam zu mir, niemand sprach mit mir. Ich war Teil eines bösen Reiches, das damit drohte, das Land auseinander zu reißen. Das Schweigen dauerte über zwei Tage. Nicht dafür, wer ich war, sondern dafür, wer ich vermeintlich sei, wurde ich geschnitten – eine Erfahrung, die sich mir tief eingebrannt hat.

Als ich in jenem Herbst ans Militärcollege zurückkehrte, stand meine Zukunft ernstlich in Frage. Meine schlechten Noten von der Sommerausbildung und meine noch schlechteren akademischen Leistungen am College ließen mein Scheitern unausweichlich erscheinen. In letzter Minute jedoch besann ich mich auf meine alte Tugend, mich in einem Kokon der Konzentration einzukapseln, und so zog ich mich langsam, aber sicher aus dem Sumpf.

Im Herbst 1968, mit der Wahl von Pierre Trudeau und der Veröffentlichung des Vorberichts der Royal Commission über Bilingualismus und Bikulturalismus wurde die Sprachfrage am Militärcollege immer bedeutsamer. Im November gründeten vier meiner frankophonen Kommilitonen ein Komitee für Bilingualismus und listeten die Probleme der Französischsprachigen am College in einem Memorandum auf. Als sie es der Schulleitung präsentierten, lösten sie einen kleinen Eklat aus. Die Komiteemitglieder wurden vor den Kommandeur zitiert und gebeten, sich zu erklären – eine ziemlich beängstigende Erfahrung für die jungen Offizierskadetten, warf man ihnen doch eine nationalistische Gesinnung vor. Aber ihre stille Argumentation und ihr Engagement für ihre Prinzipien hatten Erfolg; es gelang ihnen, ein paar kleinere Veränderungen zu erzwingen. Jene von uns, die in den kanadischen Streitkräften blieben, beschlossen, weiterhin die Rechte der Frankokanadier in der Armee zu überwachen und zu verteidigen. Wir waren eine der ersten Klassen von Frankokanadiern am Royal Military College, die sich mit ihrer kulturellen Identität wohl fühlten; dennoch graduierten im Frühjahr 1969 von den 130 französisch sprechenden Kadetten, die mit mir das Militärcollege begonnen hatten, nur 58.

Ich wurde zu einer der brandneuen frankokanadischen Artillerieeinheiten versetzt, dem 5ième Régiment d'Artillerie Légère du Canada in Valcartier. Das Regiment war im Winter 1968 von General Allard und Premierminister Trudeau gegründet worden, was zu beträchtlicher Erbitterung führte, weil ältere, englischsprachige Regimenter aufgelöst werden mussten, um Platz für die frankophonen Einheiten zu schaffen. Wir begannen bei null und bauten das Regiment, das in geborgten Räumen untergebracht war, mit wenig Ausrüstung und Hilfe bei der Büroarbeit auf. Von den damals 4.000 Kanonieren der kanadischen Streitkräfte sprachen weniger als 100 Französisch. Wir hatten schließlich eine Menge anglokanadischer Soldaten mit französischen Nachnamen, aber keinerlei französischen Sprachkenntnissen, und Frankokanadier, die außerhalb Quebecs gearbeitet und sich schon so lange auf Englisch verständigt hatten, dass sie ihr Französisch fast völlig vergessen hatten. Aber dennoch hatte ich in Valcartier das Gefühl, ein bisschen Armeegeschichte mitzuerleben.



Bis 1969 hatte sich die Stimmung in Quebec wieder verdüstert. Überall brachen Streiks und Studentenproteste aus, einige davon recht gewalttätig. Plötzlich schwappte eine Welle von Wut durch die Provinz und riss die Herzen und Geister mit sich. Extremistische Separatistengruppen modelten die vielschichtigen Auseinandersetzungen um kulturelle und sprachliche Identität der Frankokanadier in einen Kampf gegen die »anglokanadischen Bosse« um. Es schien, als stünde die Provinz am Rande eines Aufstandes, als die Quebecer – alle, von den Taxifahrern bis hin zu den Beschäftigten des Gesundheitswesens – in einer Kette von lähmenden Streiks und Massendemonstrationen auf die Straße gingen.

Dann flammte der Terrorismus auf. Die Front de Libération du Québec (FLQ) war seit 1963 in der Provinz aktiv gewesen und rief zu einem gewaltsamen Sturz des kapitalistischen Systems und zur Gründung einer unabhängigen, sozialistischen, französischsprachigen Nation auf. Die FLQ trat mit einer gravierenden Bombenanschlagsserie auf drei Waffenlager in der Region von Montreal und ein (verieteltes) Attentat auf den Zug des ehemaligen Premierministers John Diefenbaker auf den Plan. Bei einem weiteren Anschlag wurde ein Bombenexperte der Armee verstümmelt. Grad und Ausmaß der Gewalt eskalierten in den Jahren von 1969 bis 1972.

In Valcartier übten wir im Stillen die Niederschlagung einer bewaffneten Revolte. Wir wussten alle, dass wir sehr wahrscheinlich gerufen würden, um den Zivilbehörden bei der Erstickung von Aufständen zu helfen, aber wie es dann wirklich werden sollte, konnte noch niemand ahnen. In meinem ersten Jahr beim 5. Regiment führten wir Übungen zur Kontrolle von Menschenansammlungen und zum Schutz wichtiger Personen und Ziele durch. Wir wurden mehrfach gerufen, um in Gefängnissen die Ordnung wiederherzustellen, wenn die Wärter streikten, und wir halfen bei der Auflösung einiger größerer Demonstrationen und Streiks, darunter der des Busfahrerstreiks bei dem Quebecer Transportunternehmen Autocars Murray Hill, wo auch Schüsse fielen. Als 3.000 Angehörige der Montrealer Polizei im Oktober 1969 in den Ausstand traten, rückten wir aus, um den inneren Frieden aufrechtzuerhalten. Der Streik dauerte fünf Tage. Noch im selben Monat wurden wir in Alarmbereitschaft versetzt, als 40.000 Demonstranten auf die Nationalversammlung in Quebec zumarschierten. Wir verbrachten viele Nächte und Wochenenden in unseren Depots, um unsere Waffen zu bewachen. Eine nervöse Aufregung machte sich in der Truppe breit. Wir spürten, dass wir früher oder später auf die Probe gestellt werden würden.

Am 5. Oktober 1970 wurde der britische Handelsattaché für Quebec, James Cross, aus seinem Haus in Westmount entführt. Die FLQ verlangte, im Fernsehsender CBC ein Manifest in französischer und englischer Sprache zu verlesen, und die Regierung willigte ein, um das Leben von Cross zu retten. In dem Manifest war von der »völligen Unabhängigkeit aller Québécois« und der Freilassung von »politischen Gefangenen« die Rede. General Allard, damals Stabschef der kanadischen Armee, und seine Familie wurden von einer FLQ-Zelle beschattet, und es gab Gerüchte über ein Komplott zur Ermordung Trudeaus. Es war kaum zu glauben, dass all dies in Kanada geschah. Niemand konnte sagen, ob die FLQ nur ein einzelner Haufen von Hitzköpfen war oder die Vorhut größerer gewaltsamer Auseinandersetzungen. Dann, am 10. Oktober, wurde der Quebecer Kabinettsminister Pierre Laporte entführt – die schlimmsten Befürchtungen schienen sich zu bestätigen.

Es war Erntedankfest und bitterkalt in Montreal. Ich verbrachte ein langes Wochenende zu Hause bei meinen Eltern. Noch immer konnte ich nicht glauben, wie ernst die Lage war. Am Abend fuhr ich zurück nach Quebec und traf um etwa halb zwölf in meiner kleinen Keller-

wohnung ein. Ich hatte mich gerade niedergelassen, als das Telefon klingelte. Wir mussten zum Einsatz ausrücken. Ich schlüpfte hastig in meinen Kampfanzug und rannte nach oben, um meine Vermieter zu verständigen, dass ich eine Zeit lang fort müsse und sie meine Post aufbewahren sollten. Ich kann nur ahnen, was dem ehrbaren Ehepaar durch den Kopf schoss, als es mitten in der Nacht geweckt wurde und mich in voller Montur mit Helm an seiner Türschwelle erblickte. In der Gewissheit, dass in Quebec der Bürgerkrieg ausgebrochen war, stieß die Frau einen Schrei aus und fiel fast in Ohnmacht. Ich beeilte mich, sie zu beruhigen.

In Valcartier trainierten wir drei Tage lang hart und bekamen dann den Marschbefehl. Die Regierung berief sich auf das Kriegsrechtsgesetz von 1914 und setzte für die Dauer der Krise das Zivilrecht außer Kraft. Unser Einsatzbefehl schloss die Verwendung scharfer Munition zur Niederschlagung eines Aufstandes ein, es bestand also die reale Möglichkeit, dass wir das Feuer eröffnen und Todesschüsse abgeben würden. So geriet ich im Alter von 23 Jahren in eine der schwierigsten moralischen Zwickmühlen meiner Militärkarriere. Angehörige meines weiteren Familienkreises ebenso wie Freunde aus meiner alten Nachbarschaft unterstützten die Separatistenbewegung. Jederzeit hätte ich in den feindseligen Menschenansammlungen, die wir im Zaum halten sollten, vertraute Gesichter sehen können. Wie würde ich reagieren? Konnte ich das Feuer auf Mitglieder meiner eigenen Familie eröffnen?

Als junger Leutnant hatte ich 41 Soldaten unter meinem Kommando. Wenn ich die Order zum Schießen gab, durfte ich bei meinen Männern nicht den leisesten Zweifel aufkommen lassen, nicht von der Rechtmäßigkeit dieses Befehls überzeugt zu sein. Jede Unsicherheit hätten sie gespürt; jedes Zögern hätte zu Chaos und unschuldigen Opfern führen können. In einer Nanosekunde musste ich in der Lage sein, meine tiefe persönliche Loyalität Verwandten und alten Freunden gegenüber beiseite zu stellen und dem befohlenen Auftrag Priorität einzuräumen. Ich rang viele Stunden mit diesem Dilemma, bevor es mir gelang, mit ganzem Herzen die Loyalität zu meiner Nation über die Treue zu Freunden und Familie zu stellen. Jenseits aller Freund- und Verwandtschaften oder der religiösen und kulturellen Zugehörigkeit gab es eine höhere Pflicht, an die ich mich halten musste. Der Glaube daran überzeugte mich, das Richtige zu tun.

Am 17. Oktober wurde die gesamte kanadische Armee mobilisiert. Truppen aus dem Westen wurden in das Gebiet von Ottawa-Hull ver-

legt; andere Truppenteile zogen von Petawawa nach Montreal; das Luftlanderegiment flog von Edmonton los, um sich am Militärcollege in Saint-Jean in Bereitschaft zu halten. Das Gros unserer Brigade wurde in Quebec stationiert. Mein Regiment erhielt die Aufgabe, die Nationalversammlung, andere Regierungsgebäude und Provinzpolitiker zu schützen. Es gab große Truppenkonvois, die nach Montreal hineinfuhren, Dutzende und Aberdutzende von Herkules-Transportflugzeugen, die nach Ottawa donnerten. Wir fuhren von Valcartier aus in langen Kolonnen und nahmen mehrere Routen ins Herz der Stadt. Ich erinnere mich, wie ich an der Spitze meiner Kolonne fuhr, während die Leute uns entweder begrüßend zuhupten und zuwinkten, oder uns staunend anblickten, ungläubig, dass dies in Kanada geschah.

Später an jenem Tag wurde Kabinettsminister Laporte ermordet aufgefunden. Seine Leiche lag im Kofferraum eines in Montreal abgestellten Autos. Die FLQ hatte unsere massive Machtdemonstration unzweideutig und gewalttätig beantwortet.

Einmal aufgestellt, entwickelten wir unsere Routine. Drei Monate lang hatten wir unentwegt Dienst, sechs Stunden Wache, sechs Stunden frei, alle drei Wochen einen freien Tag. Wir »hielten die Matratze warm«, will sagen, wir arbeiteten im fliegenden Wechsel und stiegen in die Schlafsäcke der Soldaten, die uns ablösten. Meine Truppe rotierte zwischen Wachdienst vor der Nationalversammlung und dem Hauptgerichtsgebäude nahe dem Château Frontenac im Herzen der Altstadt. Durch die markdurchdringende Kälte eines Quebecer Herbstes und Winters hindurch schoben wir unsere sechsständigen Schichten mit nur einer 20-minütigen Aufwärmphase im Gebäude. Wir witzelten, dass wir die zusätzliche Arbeit gar nicht bewältigen könnten, falls irgendjemand auf die Idee käme, auf uns zu schießen. Wir mussten ein gerüttelt Maß an Beschimpfungen und Hohn von den Sympathisanten der Separatisten über uns ergehen lassen. Einige der englischsprachigen Soldaten des Regiments hatten Familien außerhalb des Stützpunktes, die ohne echten Schutz vor den separatistenfreundlichen Quälgeistern leben und sich von ihnen drangsaliert lassen mussten. Die Soldaten erhielten sehr wenig Ausgang und bangten um die Sicherheit ihrer Familien. Ihre Besorgnis kochte oft in hässlichen Szenen mit den jungen Frankokanadiern hoch, die an ihrer Seite dienten. Die französischsprachigen Soldaten mussten die Feindseligkeit beider Seiten einstecken. Einige von ihnen kamen aus separatistischen Familien, die sie als

Verräter betrachteten; gleichzeitig wurden sie von einigen ihrer Kameraden als unzuverlässige »frogs« beschimpft.

Ich machte meine Runden mit einem raubeinigen alten Unteroffizier, Roy Chiasson, einem Veteranen des Koreakrieges. Da es nicht die geringsten Vorfälle gab, musste die Truppe ständig an den Sinn ihres Einsatzes erinnert werden. Die Männer brauchten außerdem Gelegenheit, sich von der Seele zu reden, was sie belastete. Zusammen mit dem Unteroffizier verbrachte ich zahllose Stunden draußen in der Kälte, um ihnen den Rücken zu stärken und Mut zu machen. Ich bin oft dafür kritisiert worden, ein zu weicher, »emotionaler« Kommandeur zu sein. Schon in dieser frühen Phase meiner Laufbahn fand ich jedoch, dass die Magie des Kommandos in der Offenheit liegt. Ein Kommandeur muss zwar eine gewisse Distanz zu den Soldaten wahren, ihnen zugleich aber auch Sympathie entgegenbringen; und er muss ihnen höchstes Vertrauen in seine und in ihre eigene Befähigung einimpfen, alles erreichen zu können, was der Truppe abverlangt wird.

Glücklicherweise eskalierte die Oktoberkrise nicht bis zu jenem Punkt, an dem Unruhen notwendigerweise in tödliche Gewalt umschlagen, obwohl es einige haarige, hässliche Momente gab. Eines bitterkalten Abends Ende November bewachten meine Soldaten das Quebecer Justizministerium und das zentrale Gerichtsgebäude. Ich befand mich mit einer kleinen Reservegruppe von fünf oder sechs Mann im Gebäudeinneren. Alles war ruhig, so ruhig, dass sich die Quebecer Stadtpolizisten, die sich das Gebäude mit uns teilten, schon über die Langeweile seit unserem Eintreffen beklagten. Plötzlich raste ein Wagen mit quietschenden Reifen die Straße hinunter und stoppte direkt vor einem meiner Soldaten. Der Fahrer stieg aus, fluchte wild und begann, ohne im Geringsten provoziert worden zu sein, den Soldaten so übel zusammenzuschlagen, dass er ins Krankenhaus musste. Ich hatte Wachen rund um das Gebäude so postiert, dass sie sich gegenseitig Rückendeckung geben konnten, und nun rührte sich keine vom Fleck, da sie eine Falle oder ein Ablenkungsmanöver zu befürchten hatten. Sie riefen per Funk um Unterstützung, und wir rannten hinaus. Auch die Polizei, die unserer Funkfrequenz zugeschaltet war und verzweifelt nach ein bisschen Ablenkung suchte, hörte den Hilferuf. In Sekundenschnelle kam ein halbes Dutzend Polizeiautos mit Sirenengeheul und Blinklicht die enge Straße hinunter. Muskulöse Polizisten sprangen heraus, zogen den Kerl fort und ließen ihn büßen, was er mit dem Soldaten angerichtet hatte. »Niemand verletzt unsere Soldaten

und kommt ungestraft davon«, sagte einer der Beamten später. Die Polizei schützte die Soldaten, die ausgerückt waren, um Recht und Gesetz zu verteidigen!

Ich war stolz auf meine Männer. Sie hatten unglaubliche Provokationen ausgehalten und genau so reagiert, wie man es ihnen beigebracht hatte. Ich war zufrieden, dass Unteroffizier Chiasson und ich es geschafft hatten, so viel Professionalität und Disziplin in der Truppe aufzubauen: Die Soldaten hatten ihren Kopf benutzt und die Befehle befolgt. Es war mein erster Vorgeschmack auf ein echtes Kommando.

Am 3. Dezember 1970 konnte eine Armeeeinheit die ungefähre Position ermitteln, wo die FLQ-Zelle James Cross als Geisel hielt. Fast ein gesamtes Bataillon des Royal 22ième bildete einen engen Kreis um einen Block gesichtsloser Reihenhäuser im Norden Montreals, und während die Nation den Atem anhielt, liefen die letzten angespannten Verhandlungen zur Lösung der Krise. Stunden später wurde ein dünner, blasser James Cross zusammen mit seinen Entführern aus einem Haus gebracht. Die Kidnapper wurden in eine Yukon-Transportmaschine gesetzt und nach Kuba ausgeflogen. Die Krise war vorüber. Im Januar war ich wieder in Valcartier, zurück bei der soldatischen Friedensroutine.

»Ruanda, das liegt irgendwo in Afrika, nicht wahr?«

In jedem Regiment der kanadischen Streitkräfte gibt es einen informellen Ältestenrat – hochrangige oder pensionierte Offiziere, die eng mit dem Leben ihres ehemaligen Regiments verbunden bleiben und dessen Charakter und Besonderheiten bestimmen. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben besteht in der Wahl der so genannten »streamer«, jener jungen Männer und Frauen, die nach Auffassung der Ältesten das Zeug zum General haben. Diese Entscheidungen werden nie offiziell bekannt gegeben, nicht einmal eingestanden, aber sobald sich der Ältestenrat für jemanden ausgesprochen hat, ist es, als würde der Auserwählte von einer unsichtbaren Hand gelenkt, mit deren Hilfe er diverse Kommando- und Stabspositionen zugesprochen bekommt, die als Test und Vorbereitung auf ein höheres Kommando dienen. Ein »streamer« zu werden bedeutet nicht, dass der Erfolg garantiert ist; im Gegenteil, verpatzt man irgendeines der Kommandos, die einem angeboten werden, ist es mit der Karriere vorbei, zumindest geht sie nicht mehr weiter.

Meine erste Bewährungsprobe als ein solcher Generalsaspirant kam im Frühjahr 1971. Ich war mit dem Regiment etwa drei Wochen im Manöver gewesen. Am letzten Tag waren zwei CF-5-Kampfflugzeuge, die nördlich von Bagotville, Quebec, einen Luftkampf geübt hatten, in der Luft zusammengeprallt. Die Piloten waren im dichten Wald verschollen. Der Luftwaffenstützpunkt bei Bagotville unternahm eine Rettungsaktion, doch bei einem Landungsversuch stürzte ein Helikopter ab, was noch mehr Opfer forderte. Mein Regiment sollte als schnelle Eingreiftruppe bei der Suche helfen.

Am Vorabend hatten wir das Ende des Manövers mit einer ausgelassenen Party gefeiert, ein großes Fest mit viel Essen und Bier, bezahlt

mit den Erlösen der Kantine. Es gab keinen einzigen Mann in der Batterie, der nicht einen schweren Kater hatte. Wie gewöhnlich war ich völlig in den Festlichkeiten untergegangen und kämpfte nun mit einem Brummschädel, als mich der Batteriekommandeur, Major Bob Beaudry, zu sich rief. Er war ein würdevoller Gentleman, der nicht viele Worte machte, und kam gleich auf den Punkt. »Sie wurden ausgewählt, einen Suchtrupp zu führen«, sagte er. »Daheim in Valcartier warten Hubschrauber auf Sie und ihre Truppe. Man wird Sie nach Norden fliegen, wo Sie zur Luftwaffe stoßen und mit der Suche beginnen. Der Rest des Regiments wird sich Ihnen in etwa zwei Tagen anschließen.«

Kater hin oder her, ich traute meinen Ohren nicht. Mir wurde eine Chance für ein selbstständiges Kommando angeboten. Trotz des unglücklichen Anlasses bot sich uns eine wunderbare Gelegenheit, unsere Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

40 von uns zwängten sich in ein paar Helikopter und flogen ein entlegenes Holzfällerlager in der Nähe der letzten bekannten Position der abgestürzten Flugzeuge an. Ich errichtete rasch ein Basiscamp, und wir begannen mit der zermürenden Arbeit, die dichten, pfadlosen Wälder Nordquebecs zu durchforsten. Am dritten Tag schmerzten unsere Muskeln so heftig von der Anstrengung, unablässig über umgestürzte Baumstämme und verrottete Stümpfe zu steigen, dass wir unsere Beine nicht mehr heben konnten und uns zu Boden fallen ließen, um über Stämme und niedriges Buschwerk zu robben.

Mittlerweile war auch der Rest des Regiments angekommen, aber wir hatten ein so mörderisches Tempo vorgelegt, dass wir ihnen weit voraus waren. Schließlich, an unserem fünften Tag, stieß einer meiner Gruppe einen Schrei aus: Er war über den Helm eines der vermissten Piloten gestolpert. Wir suchten das Gebiet ab, bis es dunkel wurde, doch ohne Erfolg. Am nächsten Morgen fand ein niedrig fliegendes Rettungsteam aus Bagotville die Leiche des Piloten aufrecht sitzend neben einem Baum, sein Fallschirm in den Ästen verfangen. Jede vorzeitige Genugtuung, die wir ob unseres Sucherfolgs hätten verspüren können, verflog sofort bei dem Gedanken an seinen zertrümmerten jungen Körper. Ich erinnere mich noch an das Schweigen, das uns befahl, als wir die Nachricht hörten. Wir kannten ihn nicht, aber er war ein Soldat, der im Dienste seines Landes gestorben war, und es gab keinen unter uns, der nicht ein Gebet für ihn und seine Familie sprach.

Eine andere Gruppe ortete schließlich die Leiche des anderen Piloten, und wir wurden zum Rest des Regiments nach Bagotville aus-

geflogen, wo wir über Nacht blieben. Meiner Truppe wurde ein Quartier zugewiesen, ich selbst erhielt ein Zimmer in der Offiziersmesse. Ich verstaute meine Ausrüstung und ging zur Bar, noch immer in die grüne Kampfuniform gekleidet, die ich fast einen Monat getragen hatte – sie roch nicht mehr allzu frisch. An der Bar saß eine Gruppe Piloten, die den Verlust ihrer Kollegen betrauernten. Diese Männer wussten, wer ich war, und dass meine Truppe die letzten fünf Tage damit verbracht hatte, den Wald auf der Suche nach ihnen zu durchkämmen. Statt mir ein Bier auszugeben, verzogen sie sich und ließen mich allein an der Bar zurück. Nicht einer von ihnen kam und sagte ein Wort zu mir. Über dieses Schweigen steigerte ich mich in eine selbstgerechte Wut hinein. Als ich die Hälfte meines Biers getrunken hatte, knallte ich das Glas so heftig auf die Bar, dass es über die ganze Theke spritzte, und stürmte aus dem Raum. Erst als ich mich beruhigt hatte, kamen mir die Worte meines Vaters wieder in Erinnerung: Wenn du beim Militär zu Frieden sein willst, erwarte niemals, dass dir irgendjemand dankt. Selbst deine eigenen Offiziersbrüder können vielleicht nicht über den Schatten dummer Eifersüchteleien springen, um dir die Hand zu reichen.



Was heißt es, in Friedenszeiten eine Laufbahn in der Armee zu machen? Wie reift man zu einem Kommandeur heran, wenn es keinen bewaffneten Konflikt gibt, der einen auf die Probe stellt? Ganz einfach: Man muss selber üben und üben, bevor man andere ausbilden kann. Ich bekam die Gelegenheit, mehrere gute Übungseinsätze zu absolvieren, was zum Teil, wie ich glaube, der Tatsache geschuldet war, dass ich – anders als viele meiner Altersgenossen, die bereits Familie hatten – noch unverheiratet und verfügbar war. Für einige von uns musste die Armee eine höhere Berufung sein. Wäre die Armee wirklich daran interessiert, dass man eine Familie hätte, so lautete die alte Soldatenweisheit, bekäme man eine zugeteilt. Ich war mehr als gewillt, mich ganz meiner Sache zu verschreiben, musste aber bald eine weitere harte Lektion einstecken: Selbst bei Übungen können Fehler Menschenleben kosten.

Ich war für zwei Jahre zu Milizeinheiten im Gebiet von Quebec versetzt worden, und im Sommer 1971 führten wir ein sehr großes Programm durch, mit dem jungen Leuten eine Reservisten-Grundausbildung angeboten wurde. Es handelte sich dabei um eine sehr kurzfristig angestoßene Initiative des für Jugendbeschäftigung zuständigen

Bundesministeriums. Soldaten mit Familie erhielten bevorzugt Urlaub, daher waren viele der höheren Offiziere zu dieser Zeit fort. Ich musste mich sehr ins Zeug legen, um das Programm in Gang zu bringen, und fast über Nacht einen Plan für die Ausbildung und Versorgung von annähernd 600 jungen Leuten auf die Beine stellen. Geblendet von meiner eigenen Alleskönner-Haltung wurde mir nicht klar, dass ich mich übernahm.

Einer meiner alten Klassenkameraden, der nun als Reservist diente, sollte sich um etwa 60 dieser potenziellen Rekruten kümmern. Er fand keinen passenden Ausbildungsort in der Nähe der Garnison und traf daher eine Abmachung mit einem Bauern der Gegend von Charlevoix ein ganzes Stück weit entfernt. Sobald er mir versichert hatte, dass er das Logistikproblem gelöst habe, gab ich ihm grünes Licht.

Mein Kamerad brach mit drei schweren Armeelastern auf, besetzt mit jeweils 18 Kandidaten, die auf Metallbänken auf den Ladeflächen saßen – nahe an der zulässigen Höchstzahl. Leider waren die Fahrer der Laster unerfahren, und die alte Hauptstraße entlang des St. Lawrence River war hügelig und mit ihren S-Kurven, die steil zum Wasser hin abfielen, stellenweise auch gefährlich. Einer der Fahrer verpasste eine Kurve, sein Lkw geriet außer Kontrolle, und die meisten der jungen Männer wurden am Flussufer hinausgeschleudert. Sechs von ihnen kamen dabei ums Leben.

Sechs junge Leben wegen einer dummen Entscheidung. Ich war am Boden zerstört. Es gab eine große Untersuchung, um jedem seine Schuld zuzumessen. Ich erhielt einen Tadel. Aber ich konnte dem Gedanken nicht entfliehen, dass ich nicht genug getan hatte, dass ich mehr Fragen hätte stellen sollen, dass ich es besser hätte wissen müssen. Die bittere Trauer der sechs Familien bleibt mir ins Gedächtnis eingegraben, eine ständige Erinnerung an die besondere Verantwortung, die auf einem Kommando lastet.



Ich lernte Elizabeth Roberge bei einer Hochzeitsfeier des Regiments im Herbst 1969 kennen, und bald gingen wir zusammen aus. Beth war Kindergärtnerin in einer der Vorschulen von Valcartier. Sie und ihre Kolleginnen kamen zum Lunch in die Offiziersmesse, und ich war hingerissen von ihrer Lebendigkeit und ihrem Charme. Sie war die Tochter von Oberstleutnant Guy Roberge. Der Oberstleutnant hatte Ende der 20er, Anfang der 30er Jahre mit meinem Vater bei den Vandoos

gedient und das prestigeträchtige frankokanadische Reserveregiment Les Voltigeurs de Québec kommandiert. Ich war ein junger Untergebener, der in der Offiziersmesse »lebte« (dort einquartiert war) und einen Teil seines kleinen Solds seiner Familie schickte. Beths Familie gehörte seit zwei Generationen der Armee an und wusste wohl, dass eine gute Mahlzeit einem fast mittellosen Offizier stets willkommen war.

Von jenem Moment an, in dem ich erstmals über die Schwelle des hübschen Hauses der Roberges mit seinem wunderbar warmen Geruch von Gewürzen und sauberer, gestärkter Wäsche trat, fühlte ich mich daheim. Beths Mutter war eine gütige, äußerst kultivierte Dame und exzellente Köchin. Aber besonders wuchs mir ihr Vater ans Herz; er wurde ein Mentor und ein zweiter Vater. Die Roberges hatten vier Töchter und keinen Sohn, was, wie ich vermute, für Oberst Roberge eine kleine Enttäuschung war, da er so in der Familie nur selten Gelegenheit bekam, über die Armee zu sprechen. Er schien sich nach der Gesellschaft eines anderen Soldaten zu sehnen.

Das sonntägliche Diner bei den Roberges war ein förmlicher Familienanlass, bei dem jeder an dem schönen, alten Hartholztisch seinen festen Platz einnahm. Schon bei meinem ersten Dinner änderte Oberst Roberge die Sitzordnung so, dass ich am privilegierten Platz zu seiner Rechten saß. Ich behielt diesen Platz jeden Sonntag in all den Jahren, in denen ich in Quebec stationiert war.

Mein Schwiegervater hatte eine beeindruckende Karriere hinter sich, vom Regimentskommando bis zum Dienst als Verbindungsoffizier zwischen den Freien Französischen Streitkräften und dem 1. Kanadischen Corps im Italienfeldzug. Er hatte den hohen Generälen über die Schulter geschaut, als sie die Schlachten des Feldzuges planten. Seine Geschichten schlugen mich in ihren Bann. Nach seiner Rückkehr 1943 bildete er in Kanada zwei mobilisierte Reserveregimenter der Infanterie für den Dienst in Übersee aus. Seine vielen Einsichten in die Kunst der Menschenführung hatten einen formenden Einfluss auf meine eigene Anschauung und Praxis.

Ich erinnere mich, dass mein Schwiegervater kurz vor meiner Beförderung zum Brigadegeneral in dem alten Veteranenhospital im Sterben lag, das heute das Laval University Medical Centre ist. Als ich ihn zum letzten Mal besuchte, hielt er seine Augen geschlossen, sein Atem ging schwach, und es war offenkundig, dass er von uns scheiden würde. Ich lehnte mich über ihn und flüsterte, dass ich zum General befördert

worden sei. Seine Lider zuckten einen Moment, und ich könnte schwören, dass der Schatten eines Lächelns um seinen Mund spielte. Er war so stolz auf mich, wie er es auf einen Sohn gewesen wäre. Zwei Tage später starb er im Schlaf.



Elizabeth arbeitete seit 1970 in Deutschland auf dem kanadischen Stützpunkt in Lahr als Kindergärtnerin. Sie genoss das Leben dort und lud mich in den Ferien zu sich in den Schwarzwald ein. Wir verlebten eine wunderbare Zeit, gingen in den Schweizer Alpen Skifahren und fuhren in ihrem neuen Peugeot 504 durch die Gegend. Aber ich hatte noch einen anderen Grund für diesen Besuch. Daheim hatte ich gehört, dass ich ohne Chance wäre, als frankokanadischer Offizier im Regiment zu einer der beiden kanadischen Brigaden in Deutschland versetzt zu werden, der Luftlandebrigade und der 4. Brigade. Ich hatte die Absicht, mich beim befehlshabenden Offizier des Artillerieregiments trotzdem für meine Versetzung stark zu machen. Ich verbrachte einige Zeit in der Garnison, mischte mich unter die Truppe und die Offiziere in der Messe und unterhielt mich prächtig. Ich glaube, ich muss einen gewissen Eindruck gemacht haben, denn Oberstleutnant Harry Steen, der damals das Kommando führte, erinnert sich bis heute an den verrückten Frankokanadier, der so viel gute Laune auf dem Stützpunkt verbreitete. In ihm fand ich einen energischen Fürsprecher für meine Versetzung nach Deutschland.

Es war das Jahr 1973, wir befanden uns noch mitten im Kalten Krieg. Deutschland war ohne Zweifel ein mögliches Kampfgebiet mit allem, was das bedeutete. Nach meiner Ankunft absolvierten wir ständig lange Übungen mit scharfer Munition und nahmen an großen, wochenlangen NATO-Manövern teil. Das Leben im Feld ebenso wie in der Garnison war jedoch außerordentlich spannend. Das musste es auch sein, denn es gab kein Telefon und kein Fernsehen, nur einen von CBC und Radio Canada betriebenen und noch im Aufbau befindlichen Radiosender. Die Redakteure der französischsprachigen Sendungen waren linksgerichtete Peaceniks und zugleich nur einen Hauch vom offenen Quebecer Nationalismus entfernt, aber sie waren ein so geselliger Haufen, dass ich nicht widerstehen konnte, meine Zeit mit ihnen zu verbringen. Ich erinnere mich, dass wir ein großes Fest im Sender feierten, als 1976 René Lévesques gewählt wurde und eine Regierung bildete, die für die Souveränität Quebecs eintrat, und ich dabei

ständig über die Schulter blickte, ob mich nicht einer meiner Soldaten ertappte.

In Lahr war es auch, wo ich Maurice Baril kennen lernte, einen Offizierskollegen, der eine entscheidende Rolle bei meiner Entsendung nach Ruanda spielen sollte. Er war von den legendären Vandoos, einige Jahre älter als ich, Major und stellvertretender Kommandeur seines Bataillons.

Ich heiratete Beth nach siebenjähriger Werbung am 26. Juni 1976. Es war eine kleine Hochzeit, da ein Großteil des Valcartier-Regiments nach Montreal abkommandiert war, um bei den Olympischen Spielen für Sicherheit zu sorgen. Nachdem wir aus unseren sechswöchigen Flitterwochen in Deutschland zurückgekehrt waren, geriet ich in einen Wirbel von Geschäftigkeit, nahm an Fortbildungskursen teil und wurde zu einem NATO-Manöver gerufen. Beth kehrte in ihren Kindergarten in Valcartier zurück. Ich sollte eigentlich beim Armeehauptquartier in Montreal Dienst tun, doch in letzter Minute wurde ich nach Gagetown, New Brunswick, versetzt, um ein nationales Programm namens Francotrain zu leiten, in dessen Rahmen alle Handbücher, Dokumente und pädagogischen Hilfsmittel der Armee aus dem Englischen ins Französische übersetzt werden sollten. Es war eine stressreiche Zeit für Beth. Inmitten all der Aufregung und Unsicherheit hatte sie in der Nacht, in der ich nach Deutschland zu einem weiteren NATO-Manöver flog, eine Fehlgeburt. Sie musste, wie so viele Frauen von Militär-angehörigen, allein damit fertig werden und schlug sich tapfer.

In der kleinen Stadt Oromocto am St. John River gelegen, ist Gagetown zwar ein hübscher Stützpunkt, war aber nach Deutschland eine kleine Enttäuschung. Während ich dort stationiert war, wurde ich, erst 32 Jahre alt, zum Major befördert. Viele der Älteren beklagten sich über meine schnelle Beförderung und sahen sie nur dem Umstand geschuldet, dass ich Frankokanadier war. Das war das erste Mal, dass ich den bitteren Neid zu spüren bekam, der einem das Regimentsleben verleiden kann. Aus der Schar gleichrangiger Offiziere auserkoren zu werden, kann einen sehr einsam und verwundbar machen.

18 Monate nach der Versetzung kam mein ältester Sohn Willem zur Welt, und zumindest eine Zeit lang trat all die Gehässigkeit gegenüber dem Familienglück in den Hintergrund. Mein Vater war übergläücklich. Für jemanden, der ohne eine nennenswerte Familie aufgewachsen war, hatte es große Bedeutung, die Geburt eines Vertreters der dritten Generation zu erleben. Ich hatte ihn nie so voller Liebe und Stolz

gesehen wie an jenem Tag, als er zum ersten Mal Willem in den Armen hielt. Einige Monate nach Willems Geburt starb mein Vater plötzlich an den Folgen eines Schlaganfalls.



Ich wurde 1978 zurück nach Valcartier versetzt, um das Kommando über eine Batterie von 120 Kanonieren zu übernehmen. Ich war in meinem Element. Ich bemerkte, dass meine Batterie, ja, das gesamte Regiment bei den Übungen nicht die volle Leistung brachte, weil viele Mitglieder des Beobachtertrupps nur einsprachige Frankokanadier waren, während die Feuerbefehle immer in einem speziellen Jargon erteilt wurden, der die Beherrschung des Militärenglisch erforderte. Französischsprachige Kanoniere kamen da einfach nicht mit. Ich drängte auf Reformen, besonders die Übertragung und Verwendung von französischen Feuerbefehlen. Fast elf Jahre nach Verabschiedung des Amtssprachengesetzes kämpften wir noch immer mit diesen dummen Sprachbeschränkungen und erreichten als Folge nicht unser volles Potenzial als Feldartillerieregiment.

Glücklicherweise war der befehlshabende Offizier ein vernünftiger, offener Mann namens Tim Sparling, der mir die Genehmigung erteilte, es mit französischen Kommandos im Feld zu versuchen. Ich leitete einen Übersetzungskurs, um all das technische Zeug ins Französische zu übertragen. Es wirkte wie ein Zauber, unsere Effizienz verbesserte sich dramatisch. Die Signalgeber waren aus dem Häuschen, weil sie endlich verstanden, was sie sagten. Über die Jahre hinweg gab es viel Getuschel, ich sei ein frankokanadischer Nationalist, aber niemand konnte über das Ergebnis streiten. Wenn die Truppe in ihrer eigenen Sprache kämpfen konnte, stiegen Moral und Effizienz merklich.

Ich erhielt bald die Gelegenheit, mich für einige Zeit dem US Marine Corps Command and Staff College im US-Staat Virginia anzuschließen. Es war ein großartiges Jahr, auch wenn meine Familie und ich eine Weile brauchten, um uns in die Kultur einzugewöhnen. Unsere Paten waren Major Bob List und seine Frau Marty. List war Kampfpilot und hatte auf seinen beiden langen Einsätzen in Vietnam Transportmaschinen geflogen. Er und seine Frau erlebten eine kleine Überraschung, als ihre junge Tochter, die Willem Französisch reden hörte, ausrief: »Er sprich ja gar kein Englisch!«, worauf ich sofort und ohne nachzudenken erwiderte: »Und er spricht auch kein Amerikanisch.« Danach ging es bergauf.

Am Staff College in Virginia erlebte ich aus erster Hand den schrecklichen Preis, den Vietnam gefordert hatte. Es gab unter meinen Ausbildern und Offizierskollegen nicht einen einzigen, dessen Körper nicht grässliche Narben davongetragen hatte. Die seelischen Verwundungen waren gleichermaßen offenkundig und offenbarten sich in bitteren Flüchen gegen die US-Generäle und das Oberkommando, die entweder im Feld versagt oder bequem zu Hause geblieben seien. Ich fragte mich, ob ich nicht ebenso misstrauisch gegen Politiker, Großstrategen und Schreibtischhengste aus dem kanadischen Armeehauptquartier gewesen wäre, wenn ich 63 Prozent meiner Klassenkameraden im Kampf verloren hätte.

Ich arbeitete schwer und konnte mich akademisch einigermaßen mit einer Forschungsarbeit über »Zirkumpolare Bedrohung und das Wesen der arktischen Kriegführung« hervortun, die später dem kanadischen Armeehauptquartier als Grundlage für Überlegungen diente, eine permanente Garnison von Armee-, Marine- und Luftwaffenpersonal an der Nordwestpassage aufzubauen.

Sofort nach meiner Rückkehr nach Kanada wurde ich Assistent des stellvertretenden Armeekommandeurs, Generalmajor Doug Baker – eine privilegierte Position. Der General, als höchster dienender Kanonier der Pate der Artillerie, war wegen seines unumwundenen Kommandostils bei allen als »Doppelgeschütz«-Baker bekannt. Der Krieg auf den Falklandinseln war im Gange, und uns kam es so vor, als müssten wir ständig kreuz und quer durchs ganze Land sowie nach Großbritannien und in die USA schwirren. Dabei pflegte der General Schokoladenriegel zu kauen und sich in eine von mehreren TV-Wildwestserien zu versenken, von denen er immer einige Folgen mit sich führte, während ich pflichtschuldigst Clausewitz' *Vom Kriege* las. Er war ein strenger Zuchtmeister mit einem fordernden Arbeitsethos und äußerst hohen Standards, der nie die Stunden zählte. Und ich lernte, auch meine nicht zu zählen.

Im Sommer 1982 wurde ich zum Oberstleutnant befördert. Zugleich trug unsere Tochter Catherine zur Verstärkung der Dallaire-Familie bei. Für weniger als ein Jahr war ich stellvertretender Stabschef eines Milizgebietshauptquartiers in Montreal. Im März 1983 kehrte ich als befehlshabender Offizier des 5ième Régiment d'Artillerie Légère du Canada mit einer Truppenstärke von 600 Mann nach Valcartier zurück. Es war eine ganz andere Einheit als das zappelige junge Regiment, in das ich als junger Leutnant eingetreten war. Zum 15. Jahrestag des

5. Regiments sollten wir die Ehrenbürgerschaft der Stadt Quebec erhalten. Das ist schließlich eine alte Garnisonsstadt, zu deren Geschichte schon seit 1608 Kanoniere gehören. Am Tag der Feier marschierten wir mit unseren Geschützen durch die Stadtmauern ein, um die Ehrung von Bürgermeister Jean Pelletier entgegenzunehmen.

Aber in der Armee herrschte vielfach die Meinung, das 5. Regiment als eine der eigens gegründeten französischen Einheiten sei nie richtig auf die Probe gestellt worden. Im April 1985 sollte es ein großes Armeemanöver in Alberta geben. Ich war entschlossen, alles dafür zu tun, dass meine Kanoniere bei dieser zweimonatigen Übung den Rest der kanadischen Artillerie im Schießen und Manövrieren in den Schatten stellen sollten.

Neun Monate vor dem Manöver ließ ich zwei meiner Einsatzstabs-offiziere, Hauptmann André Richard und Hauptmann Michel Bonner, einen Übungsplan ausarbeiten, der ohne Fehl das beste Artillerieregiment der Armee hervorbringen sollte. In der ersten Septemberwoche versammelte ich das ganze Regiment in einer großen Halle auf dem Stützpunkt, ließ die Soldaten Platz nehmen und sagte: »Ich glaube, es ist höchste Zeit, dass wir dem Rest der Artillerie zeigen, dass wir keine Bürger zweiter Klasse sind.« In der Halle wurde es mucksmäuschenstill. Obwohl die Soldaten untereinander ähnliche Ansichten murmelten, hatte es kein höherer Offizier je gewagt, öffentlich zuzugeben, dass wir so angesehen wurden. Am Ende der Rede sagte ich: »Ich brauche jeden einzelnen von Ihnen hier mit Leib und Seele für diese Übung, und ich möchte keinen sehen, der aussteigt, weil seine Frau ein Kind bekommt.« Es gab viel Gelächter, aber diese Worte sollten mir noch nachgehen.

Die folgenden sechs Monate arbeiteten wir hart. Ich organisierte Munition, Ausrüstung, mehr Übungszeit im Feld, mehr Winterübungen mit den Geschützen. Ich drängte die Truppe unablässig, ihre eigenen Erwartungen zu übertreffen, um das zu erreichen, was ich als ihr volles Potenzial ansah. Meine Soldaten waren hervorragend, konzentriert, fleißig und im Höchstmaß motiviert.

Als wir in Suffield, Alberta, eintrafen, dem größten Übungsplatz im Land, waren wir technisch und taktisch vorbereitet. Und als die Übung in den zweiten Monat ging, bestätigten die Armee- und Divisionskommandeure, dass mein Regiment nicht nur das beste Artillerieregiment des Corps war, sondern auch eine der besten Kampfeinheiten der Division.

Zwei Tage vor Ende der Übung erhielt ich einen Anruf. Beth war damals mit Guy schwanger, und es gab Komplikationen. Der Arzt hatte sie ins Krankenhaus geschickt, weil er befürchtete, sie könne das Baby verlieren. Ich wusste, dass ich bei Beth sein musste. Ich ging ans Funknetz und sagte allen im Regiment, dass ich abreisen müsse. Meine Stimme brach, mir war peinlich bewusst, dass ich etwas tat, das zu unterlassen ich von den anderen verlangt hatte. Später, zurück in Valcartier, konnte ich die Zahl der Kanoniere bald nicht mehr zählen, die zu mir kamen und sich bedankten, dass ich nicht rigoros darüber hinweggegangen war, sondern mich menschlich gezeigt und mein Leben und meine Sorgen mit ihnen geteilt hatte.

Guy kam einige Tage später zur Welt und sowohl er als auch Beth waren wohl auf. Ich spendierte jedem Regimentsmitglied ein Bier.

1986 war ich Sektionsleiter im Armeehauptquartier in Ottawa und lernte die Grundzüge von Projektmanagement und Beschaffung. Zum Oberst ernannt, wurde ich Direktor des Ausrüstungs- und Forschungsprogramms der Armee, eine sinnvolle Aufgabe, die ich sehr gerne ausübte, litten die kanadischen Streitkräfte doch unter einem Mangel an solider Ausgabenplanung und Beschaffungskonzepten für die Systeme, die für ihre Einsatzfähigkeit unabdingbar waren. Es war ein perfekter Job mit einem duldsamen Chef, Generalmajor Richard Evraire, der die Richtung wies, einem Team von Arbeitswütigen und einem kleinen, inneren Beraterzirkel, der uns half, im Zermürbungskrieg mit der Luftwaffe, der Marine und der Bundesbürokratie nicht die Toleranzgrenzen zu überschreiten.

Auf wachsenden Druck der Vereinigten Staaten, die unter Ronald Reagan Billionen ausgaben, um den Kalten Krieg zu gewinnen, kündigte die konservative Regierung von Brian Mulroney eine Erhöhung der Verteidigungsausgaben an. Die Regierung bat um einen Strategieplan für die nächsten 15 Jahre, um das kanadische Militär auf Vordermann zu bringen. Im Armeehauptquartier jubilierten wir. Endlich konnten wir über richtige Verteidigungsbudgets nachdenken, vielleicht in der Größenordnung von 18 Milliarden Dollar allein für das Heer, möglicherweise eine Aufstockung der Streitkräfte von etwa 72.000 auf 90.000 reguläre Militärangehörige und eine Verdoppelung der Reservisten von 45.000 auf 90.000. Bislang eher eine dekorative Armee ohne durchschlagende Kampfkraft, hatten wir nun die Chance, zu einer wirklich glaubwürdigen Verteidigungsstreitmacht zu werden, die unseren NATO-Verpflichtungen gerecht wurde.

Wir arbeiteten unablässig an dem Weißbuch. Wir glaubten, wenn wir überzeugende Begründungen formulierten und das richtige Haushaltspaket schnürten, könnten wir schließlich die Regierung und das Land vom Nutzen überzeugen, sich eine größere, besser ausgerüstete und besser finanzierte Armee zu leisten. Mir stand ein kleiner, innerer Kern von etwa 60 engagierten Mitarbeitern aus Hauptmännern, Majoren und Oberstleutnants und vor allem mein unbezahlbarer Stellvertreter Howie Marsh mit seiner tatkräftigen Unterstützung zur Verfügung. Wir arbeiteten acht Monate lang Tag und Nacht einschließlich der Wochenenden und gesetzlichen Feiertage (einige von uns hatten Feldbetten im Büro).

Dann, am 17. März 1987, hörten wir aus dem Verteidigungsministerium, das Kabinett halte unseren Plan nicht für finanzierbar. Einige von uns weinten – schockiert, wütend, ungläubig. Der junge und ehrgeizige Verteidigungsminister Perrin Beatty beschloss trotzdem, dass wir an dem Strategiepapier weiterarbeiten sollten, um es dem Unterhaus vorzulegen, auch wenn es, wie er wusste, nie umgesetzt werden würde. Wir erwarteten einen Aufschrei der höchsten Generäle und Admiräle, die uns doch überzeugt hatten, dass wir in Friedenszeiten keine bedeutendere Schlacht kämpfen konnten als diesen Kampf um einen neuen politischen Planungs- und Finanzierungsrahmen. Doch keiner tat auch nur einen Mucks.

Ich hatte noch nie erlebt, wie die Moral in einer Gruppe erfahrener Offiziere so rasant und vollständig in sich zusammenfiel wie an jenem Tag im Mai 1987.

Ich saß am 5. Juni auf der Besuchertribüne des Unterhauses, als Beatty eine verwässerte, halbherzige, heuchlerische Vorlage präsentierte. In den folgenden zwei Jahren zerhackten und kürzten die Konservativen, was von unserem Beschaffungsprogramm übrig geblieben war. Angewidert verließ ich Ottawa schließlich im Sommer 1989. Ich war nicht vollständig desillusioniert, aber meine Blauäugigkeit hatte ich verloren.

Ich zog mit meiner Familie zurück nach Montreal, wurde zum Brigadegeneral befördert und übernahm die Position des Kommandeurs des Collège Militaire Royal. Ich war begeistert von der Aufgabe, eine wunderbare Herausforderung, die mich zurück an jenen Ort führte, an dem ich begonnen hatte, und mir Gelegenheit gab, Rückschau zu halten. Die Routine heilte langsam die Wunden, die ich mir in Ottawa zugezogen hatte, und meine Frau und ich genossen das Gesellschafts-

leben mit seiner außergewöhnlichen Mischung aus Akademikern, Offizieren und Kadetten, die ein gemeinsames Ziel vereinte: die Heranbildung künftiger Offiziere. Der Rektor, Roch Carrier, war ein gefeierter Autor, der seine große Willenskraft und Entschlossenheit hinter einer ruhigen und heiteren Art verbarg. Unsere beiden gemeinsamen Jahre waren ein Hochgenuss.

Mir lag besonders an der Verbesserung des Führungstrainings. Zu Beginn meiner Amtszeit gab es kaum Material zur Vermittlung von Führungsfähigkeiten, und die praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiet wurden nur unzureichend an die Offiziersanwärter weitergegeben. Die Aufgabe war beträchtlich, da wir fast bei null anfangen mussten. Meine eigene Generation hatte von der Erfahrung profitiert, die uns die Welt- und Koreakriegsveteranen vermitteln konnten. Als die Offiziere mit den Kampfauszeichnungen in den Ruhestand gingen, ohne dass sie ihre Erfahrungen in namhafter Weise zu Papier gebracht hätten, wurde es für jene, die an keinem Krieg teilgenommen hatten, immer schwerer, Führungsfähigkeiten zu lehren. Den meisten von ihnen fiel es leichter, körperliche Fitness oder Quartiersmanagement zu unterrichten als die Prinzipien militärischer Führung zu vermitteln.

Vor Beendigung meiner Amtszeit als College-Kommandeur wurde ich berufen, an einem Kurs für Oberkommando- und Stabsoffiziere in Camberley, England, teilzunehmen. Der erste Golfkrieg hatte gerade begonnen, also taufte wir den Kurs (nach dem Oberkommandierenden der US-Streitkräfte) »How to Do Schwarzkopf's Job«.

Zurück in Kanada wurde ich Kommandeur der 5^{ème} Group Brigade Mécanisée du Canada in Valcartier – als erster Offizier, der dort seine Karriere begonnen hatte. Ich übernahm die Verantwortung für etwa 5.200 Mannschaften und Offiziere und 1.200 Angehörige des zivilen technischen Personals, das auch für Traditions- und Denkmalpflege der Garnison in Quebec zuständig war, der ältesten Hauptstadt Nordamerikas. Valcartier war für mich eine faszinierende Station: Auf der Höhe des Golfkrieges begann für die kanadische Armee zu dieser Zeit eine neue Ära von Friedensmissionen und Konfliktbewältigung.

Ich arbeitete ohne Unterlass. Wir wohnten in der historischen Residenz des Brigadekommandeurs in Plains of Abraham. Meine Kinder besuchten katholische, von Ordensleuten geleitete Privatschulen in der Altstadt. Die 26 Kilometer zum Stützpunkt wurde ich in einem makellosen schwarzen Dienstwagen chauffiert. Meine Frau war ein Pfeiler der Gemeinde und engagierte sich sehr für die Familien der Soldaten,

die auf Missionen unterwegs waren. Ich war begeistert von den vielfältigen Möglichkeiten, die sich mir auftaten, doch das große Arbeitspensum machte mich auch sehr einsam. Nie hatte ich so richtig Zeit für meine Kinder, und erst heute weiß ich, wie sehr sie meine Zuwendung vermissten, wenn sie mich in den seltenen Stunden daheim nur an meinem Schreibtisch oder am Esszimmertisch arbeiten sahen.

Das Kommando über so ein großes Kontingent von Soldaten in einer Bastion Quebecs voller nationalistischer Sympathien war ein heikler Balanceakt. Das wurde mir und meinem Stab im Hauptquartier nie klarer als bei einer Übung, bei der ein Kontingent von 1.600 Mann für eine sehr gefahrenträchtige Friedensmission im ehemaligen Jugoslawien trainiert werden sollte. Wir übten mit der Truppe Eskortierung und Schutz von Konvois. Um die Übung realistischer zu gestalten, hatten wir Manöver in einigen Stadtteilen geplant und Polizei und Stadträte vorab darüber informiert. Wie sich herausstellte, weilte Premierminister Mulroney genau an diesem Tag mit seinen Kollegen aus den Provinzen in der Stadt, um über das Abkommen von Meech Lake zu verhandeln, das Quebec einen Sonderstatus einräumte, um es zum Verbleib im Bundesstaat zu bewegen. Jemand erzählte den Medien, der Premierminister versuche, die Separatisten durch eine Demonstration militärischer Stärke einzuschüchtern.

Mir wurde befohlen, die Übung zu stoppen und die Blaumützen schleunigst in die Kasernen zurückzuschicken. Als ich noch am selben Tag von Journalisten angesprochen wurde, warf ich den Medien vor, eine Quebec-Paranoia zu schüren und voreilige Schlüsse zu ziehen, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, ihre Geschichten vorher zu recherchieren. In Ottawa löste das einige Aufregung aus, aber jemand scheint mir den Rücken gestärkt zu haben, denn ich hörte nie wieder etwas von der Sache.



Von 1991 bis 1993 schickte die Brigade über 4.000 Soldaten auf Friedensmissionen in alle Welt, von Kambodscha über den Balkan bis nach Kuwait. Einmal schlug ich dem Oberkommandeur der Armee vor, doch gleich mein ganzes Brigadehauptquartier nach Übersee zu verlegen, da ich offenbar der einzige Daheimgebliebene sei. Er freute sich über meine humorige Bemerkung, um mich im gleichen Atemzug aufzufordern, noch weitere UN-Einsätze vorzubereiten. Ich hatte keine Ahnung, woher ich die Soldaten dafür nehmen sollte.